Frank Helzel

Die Umsetzung der Kolonialkriegserfahrung in die französische Doktrin und die Lehre vom modernen Krieg

Teil 1

Europäische Krieger als „Zenturionen“ im Einsatz gegen koloniale Befreiungskämpfe und nationale „Subversion“ – Zur französischen Doktrin des modernen Krieges und ihrer Ausstrahlung

(Teil 2: → Hier)

Bad Wildungen, 19. April 2013
(Ergänzt am 11. Januar 2016, S. 47, Anm. 65)

Inhaltsverzeichnis

Vorbemerkung: Irgendein Krieg ist immer....5

1 Die argentinische Militärdiktatur 1976-1983....7
1.1 2003: „Zusammentreffen mit einem faschistischen Folterknecht....8
1.2 José Alfredo Martínez de Hoz, der zivile Oligarch in der Militärjunta, und eine Familiengeschichte....11
1.3 Aus einer Reportage von Hélène Marzolf: Marie-Monique Robin 2011 als Zeugin vor Gericht in Argentinien....16

2 Die Rückkehr des modernen Krieges und seiner Theorie aus Amerika nach Europa im 21. Jahrhundert....18
2.1 Neue Aufmerksamkeit für den modernen Krieg in Frankreich....18
2.2 Intermezzo: B. Traven über die Ausbildung in Militärakademien (1940)....23
2.3 Roger Trinquiers moderner Krieg (1961), weitergedacht (2008)....24

3 Französische „Zenturionen“ in Indochina und Algerien (nach Jean Lartéguy)....29
3.1 Jean Lartéguy: „Les centurions“ (1960)....30
3.1.1 Über den Autor und seinen Ruf....30
3.1.2 Die Romanhandlung....32
3.1.3 Der Blick auf die Kolonisierten in „Les centurions“....48
3.2 US-General Petraeus als begeisterter Leser....51

Schluss: Moderner und postmoderner Krieg....56

„1914 rasierten sich die Kavallerieoffiziere vor dem Angriff.
All diese Rituale waren im modernen Krieg lächerlich geworden;
es kam nicht mehr darauf an, rasiert, elegant und sauber zu sein,
es ging zuerst ums Siegen.“
Jean Lartéguy, *Les centurions* (1960)

„Che, ein Mensch aus Fleisch und Blut, ist in Vallegrande getötet worden,
aber der andere bleibt für mich jener, der vor zwei Jahren an seine Eltern schrieb:
‚Meine Lieben, ich spüre von neuem die Rippen der Rosinante zwischen meinen Fersen,
ich reite wieder los, ich lebe noch immer.‘ Dieser Don Quijote der Revolution,
der zu sehr an die Güte des Menschen glaubte und von all denen benutzt wurde,
die daran zweifelten, wird für mich und die Menschen meiner Art und meines Alters
das Sinnbild unseres Heimwehs und unserer verlorenen Träume bleiben.“
Jean Lartéguy, *Les guérilleros* (1967)

Vorbemerkung: Irgendein Krieg ist immer

Im letzten Kapitel des Romans „*Tage der Toten*“ von Don Winslow, der in deutscher Übersetzung 2010 bei Suhrkamp erschien und als Kriminalroman über den vor allem in Mexiko tobenden Drogenkrieg ausgegeben wird, sagt die kriegsmüde Hauptperson Art Keller zu einem anderen hochrangigen US-Kriegsveteranen: „*Ein Krieg gegen den Terror, ein Krieg gegen den Kommunismus, ein Krieg gegen die Drogen. Irgendein Krieg ist immer. (…). Ich mach das nicht mehr mit*“ (S. 673). Art Keller sieht keinen Unterschied zwischen dem, was in der US-Aktion im Rahmen der „Operation Phönix“ in Vietnam geschah, nämlich die „*programmierte Vernichtung des Viet-cong*“, ohne dass Rücksicht auf die Zivilbevölkerung genommen worden wäre, und dem, wie sich die Amerikaner im Drogenkrieg engagieren (S. 19).

„Operation Phönix“ steht als Bezugspunkt nicht allein. Die in Brasilien, Bolivien, Chile, Paraguay, Uruguay und Argentinien stattfindende „Operation Condor“ bildete einen weiteren Schauplatz für den Einsatz des amerikanischen Soldatenpersonals im Roman. Hintergrund der Handlung sind dann US-gesteuerte Vorgänge, die im Roman Namen wie „Operation Kerberos“ und „Red Cloud“ tragen.

Eine der zwielichtigen Gestalten des Romans, die von US-Seite im Drogenkrieg eine Rolle spielen, ist Salvatore Scachi: „*Oberst der Special Forces, CIA-Mann, Malteserritter und eingefleischter Mafioso*“, dazu „*ein verdientes und bewährtes Opus-Dei-Mitglied. Er erfüllt alle Anforderungen – besucht täglich die Messe, beichtet nur vor Ordenspriestern und ist regelmäßiger Gast in den Einrichtungen des Ordens*“ (S. 431).

Seit den Untersuchungen von Marie-Monique Robin, die sie in „*Escadrons de la mort, l'école française*“ (2004/2008) vorlegte, ist klar, worauf sich die Planungen in den mittel- und südamerikanischen Konflikten seit den 1960er Jahren oder für den von den US-Amerikanern von den Franzosen übernommenen und fortgeführten Vietnamkrieg stützten.[1] Marie-Monique Robin stieß bei ihren Recherchen in Südamerika nämlich eher zufällig auf die Rolle, die französische Militärs für die Ausarbeitung von „Operation Condor“ spielten. Seit Ende der 1950er Jahre wurden die Methoden der „Schlacht um Algier“, die zwischen Januar und Oktober 1957 stattfand und einen kurzen Sieg der Franzosen vor der nicht aufzuhaltenden Niederlage im Algerienkrieg (1954-1962) bedeutete, zunächst an der Pariser Kriegshochschule zum Lehrgegenstand, dann über französische Vermittlung in Argentinien, während gleichzeitig ein hochrangiger ehemaliger Indochina- und Algerienkämpfer, General Paul Aussaresses (*1918), die künftigen Offiziere in den amerikanischen Militärakademien in die Techniken der Lehre vom *modernen Krieg* einführte, wie sie Roger Trinquier (1908-1986), ein weiterer französischer Kolonialkrieger, 1961 in Buchform dargelegt hatte. Die publikumswirksamste Vermittlung dessen, was man sich unter *modernem Krieg* vorzustellen hat, geschah allerdings durch die Romane des französischen Schriftstellers und Journalisten Jean Lartéguy (1920-2011), wie M.-M. Robin in fast allen ihren Interviews mit argentinischen Soldaten erfuhr. Auf einen weiteren Aspekt stieß Robin, als sie sich der Verbindungen rechtslastiger katholischer Zirkel in Frankreich – „Cité catholique“, neuerdings in „Ichtus“ umbenannt – mit den Führungsspitzen der

1 Siehe www.himmlers-heinrich.de/eroberung.pdf, S. 24, 75-82.

argentinischen Politik und dem argentinischen Episkopat bewusst wurde.[2]

Das Buch von Robin ist nicht ins Deutsche übersetzt. Nichtsdestoweniger wirkte es weit über Frankreich hinaus und brachte bereits mit seinem Erscheinen in Argentinien die der militärischen Führung nach der Diktatur gewährte Amnestie ins Wanken, in deren Windschatten sich alle Interviewpartner Robins freimütig über ihre Tätigkeit in der Diktatur äußerten. Die Opfer der Diktatur brachten es infolge der von Robin festgehaltenen und publizierten Äußerungen der Täter fertig, dass die Amnestie zurückgenommen wurde. Seither wurden und werden im Namen der verletzten Menschenrechte Prozesse gegen die alt gewordenen Militärs, Polizeiangehörige, aber auch gegen die einflussreichste Zivilperson der Militärdiktatur, den Wirtschaftsminister José Alfredo Martínez de Hoz, geführt. 2011 war Marie-Monique Robin eigens zur Zeugenaussage nach Argentinien eingeladen.

Im Folgenden werden deshalb einige Übersetzungen von Texten vorgelegt, die ein besseres Verständnis dessen ermöglichen, was denn der Begriff „*moderner Krieg*“ bedeutet und warum diejenigen, die sich an ihm und seinen Methoden beteiligen, in der Gegenwart zunehmend damit rechnen müssen, dass sie einen Ankläger und ein Gericht finden, denen gegenüber sie sich zu rechtfertigen haben.[3]

Am aufschlussreichsten sollte aber eine Darstellung des 1960 erschienenen Romans „*Les centurions*“/„*Die Zenturionen*“ von Jean Lartéguy sein. Dieser Roman hat nach seinem großen, aber inzwischen verblassten Erfolg in Frankreich am folgenreichsten in Argentinien gewirkt und gehört neben dem Film „*Die Schlacht um Algier*“ (1966) bis in die Gegenwart auch zur militärdidaktischen Mitgift bei der Ausbildung US-amerikanischer Soldaten. Der US-General David H. Petraeus, Befehlshaber der US-Truppen im Irak, der US- und ISAF-Truppen in Afghanistan und zuletzt Direktor der CIA, nebenher eifriger Lartéguy-Leser, sorgte dafür, dass 2011 eine englischsprachige Neuausgabe des Buches in den Vereinigten Staaten erschien.[4]

Auch für die militärische Führung der Bundeswehr mit deren NATO-Militäreinsätzen außerhalb Deutschlands stellt sich auf einmal die Frage, auf welche Traditionen man sich denn berufen kann, wenn es um die Ausbildung und Motivation für ihre künftigen internationalen Einsätze geht. Das nationale Repertoire an Vorbildfiguren – sowieso durch das „Dritte Reich“ nach wie vor in Misskredit gebracht – hat nämlich offensichtlich ausgedient. Vielleicht wird sich auch für die Bundeswehr das von Lartéguy, Petraeus und vielen anderen mit Figuren wie dem *Zenturio* ins Auge gefasste „Imperium Romanum“ anbieten, um zu sehen, was sich zur Indoktrination der Köpfe *moderner Krieger* aus ihm instrumentalisieren lässt. Hieß doch das mittelalterliche Reich der Deutschen die längste Zeit sowieso schon „Sacrum Romanum Imperium“/„Heiliges Römisches Reich“ und dauerte als solches bis 1806, nachdem es seit Ende des 15. Jahrhunderts den Zusatz „Deutscher Nation“ erhalten konnte.[5]

---

2 Kapitel „*Le lobby national-catholique*“ in „*Escadrons de la mort, l'école française*“, La Découverte, Paris 2008, S. 151-164.

3 Der ehemalige US-Politiker Henry Kissinger muss zum Beispiel darauf achten, welches Land er noch bereisen kann, ohne dass gegen ihn wegen seiner Beteiligung an „Operation Condor“ Anklage erhoben wird.

4 http://www.slate.com/articles/arts/culturebox/2011/01/david_petraeus_wants_this_french_novel_back_in_print.html

5 Siehe dazu den Text aus der Zeitschrift „Innere Führung“ 4/2011: http://www.if-zeitschrift.de/portal/a/ifz/!ut/p/c4/JYvBCsIwEET_aLfRi3iz1IM37aXGi6TJmi40SYmrBfHjTXAG3mEegzcsjebN3ginaGa8ora8H1cYV0d3fnxAJgoUwdPTTmwnIRzqyxHYFEkqhaJwoc9GUoYlZZmreeVcDLBD3aiuVVu1af5R3925P-pLGbpT2-MSwuEHS1epWw!!/

1 Die argentinische Militärdiktatur 1976-1983

General Ramón Díaz Bessone war ein gutes Jahr zwischen Oktober 1976 und Dezember 1977 Planungsminister unter General Jorge Rafael Videla, dem Anführer der Militärdiktatur zwischen 1976 und 1981. Sein Ministerium wurde auf Betreiben des Wirtschaftsministers José Alfredo Martínez de Hoz, der einzigen Zivilperson in der Regierung, zu einem bloßen Sekretariat herabgestuft, weil sich dessen neoliberale Vorstellungen nicht mit den planerischen Vorgaben einer „zivil-militärischen Demokratie“ in Übereinstimmung bringen ließen. Martínez de Hoz, aus der großgrundbesitzenden Oligarchie stammend, war zu sehr mit der internationalen Finanzwelt verknüpft, als dass er seiner Wirtschaftspolitik national-protektionistische Schranken auferlegt sehen wollte. Trotzdem blieb Díaz Bessone an entscheidender Stelle im Sinne der Militärdiktatur weiter tätig.

Ein anderer General, Ibérico Saint-Jean, gab am 25. Mai 1977 unverhohlen vor der nationalen und internationalen Presse bekannt, mit welchen Methoden der „Prozess der Nationalen Reorganisation“, wie sich die Militärdiktatur selbst nannte, durchgeführt werden sollte:

> *„Zuerst werden wir alle Subversiven töten, dann ihre Kollaborateure, danach ihre Sympathisanten, dann die Gleichgültigen, und am Schluss töten wir die Ängstlichen*.“[6]

Kurz vor der Machtergreifung hatte General Videla im Oktober 1975 bei der 8. Konferenz der amerikanischen Armeen in Montevideo (Uruguay) nicht weniger deutlich angekündigt, was angestrebt wurde, um die verschiedenen linken und linksextremen Guerilla-Gruppen, die die Gesellschaft noch mehr beunruhigten, wenn rechtsextremistischer Terror antwortete, auszuschalten, indem die rechtsextreme Gewalt zur Basis des Staatsterrorismus wurde:

> *„Wenn es nötig ist, werden in Argentinien alle Personen getötet werden, die eine Rückkehr zum Frieden verhindern.“*[7]

Hier wird deutlich, wozu die „Operation Condor“ ins Leben gerufen worden war: in jeder Weise zu verhindern, dass in den unbefriedeten südamerikanischen Republiken Zustände wie im von Fidel Castro erkämpften kommunistisch gewordenen Cuba einkehrten. Das heißt, dass es darum ging, mit den jeweils von den USA unterstützten nationalen Armeen und den sie stützenden Mächtigen die nationalen Unruheherde und die sie tragenden Kräfte zu zerstören und zu vernichten. Die französische Doktrin, in den Kolonialkriegen in Indochina und Algerien entwickelt, aber bereits mit Vorläufern in die kolonialistische Eroberungsphase in Algerien zu Marschall Bugeaud zurückreichend, wurde auf diese Weise ins Innere von Nationalgesellschaften getragen, so dass mit dem inneren Feind umgegangen wurde, wie es sich die „Weiße Vorherrschaft“ in den europäischen Kolonien mit den widerspenstig gewordenen Kolonisierten erlaubte.[8]

Marie-Monique Robin brauchte sich also angesichts dessen, was sie in ihren Interviews in Argentinien zu hören bekam, überhaupt nicht zu wundern, wie sehr sie anfangs auch die leicht zu gewinnende Gesprächsbereitschaft ihrer Gesprächspartner überraschte.

---

6 Marie-Monique Robin, wie Anm. 2, S. 320.

7 Marie-Monique Robin, ebd.

8 Das war nichts Neues und hatte in Europa selbst bereits ein Vorbild, als die in Algerien eingesetzte Armée d'Afrique zur Unterdrückung der Junirevolution in Frankreich 1848 mit der Zustimmung eines liberalen Republikaners wie Alexis de Tocqueville in Paris eingesetzt wurde, nachdem man die Pariser Aufständischen zu „*Beduinen der Metropole*“ erklärt hatte (vgl. www.himmlers-heinrich.de/eroberung.pdf, S. 15, 19).

1.1 *2003: „Zusammentreffen mit einem faschistischen Folterknecht*

Am 13. Mai 2003 empfängt mich General Díaz Bessone in seinem Büro des *Militärkreises*, das im prächtigen Palais ‚San Martín' untergebracht ist. Es wurde von einem französischen Architekten entworfen und wird ‚Versailles' genannt. Vor zwei Jahren war Díaz Bessone noch Herr dieses mit allen Raffinessen ausgestatteten Hauses, unter anderem mit einer Hotelbewirtschaftung, einem Konzertsaal und einem Schwimmbad, in das General Bignone[9] auf richterliche Anordnung zweimal wöchentlich zum Schwimmen kommt. Als bezeichnendes Symptom nach dem schmutzigen Krieg in Argentinien verfügte Díaz Bessone noch 1995 über so viel Macht, dass er General Martín Balza, der im Fernsehen ein Schuldbekenntnis abgelegt hatte, aus dem *Militärkreis* auszuschließen.

Was General Díaz Bessone damals noch nicht wusste – so wenig wie ich, die ich nicht auf die folgenden Geständnisse gefasst war –, war, dass seine vor der Kamera gesprochenen Worte einige Monate später einen richtigen Sturm in den argentinischen Medien auslösen würden, der ihn vor den Kriegsrat bringen sollte, wo man über seine Entlassung aus der Armee befinden würde.[10]

Während mein Kameramann den alten Soldaten filmt, wie er in der steifen Haltung eines Prinzen im getäfelten Palais hin und her schreitet, legt seine Gattin Laetitia Wert darauf, Fotos von Attentaten zu zeigen, die von Guerilleros begangen wurden: ‚Wissen Sie', sagt sie mir, ‚die Frauen der Guerilla hatten überhaupt keine Moral. Wenn sie Mitglied in einer Zelle der Guerilla wurden, schliefen sie mit allen Männern der Zelle, um zu zeigen, dass sie die bürgerliche Moral verachteten. Sie wurden gewiss auch schwanger, und sie benutzten ihren Zustand, um leichter terroristische Handlungen auszuführen. Im fünften Monat ihrer Schwangerschaft steckten sie sich eine Nadel in den Bauch, um abzutreiben...'

Inzwischen hat Díaz Bessone an seinem Schreibtisch vor einem hölzernen Kruzifix Platz genommen. Zu seiner Rechten thront eine bronzene Napoleonstatuette auf dem Kaminsims, darüber ein monumentaler Spiegel... Das Interview beginnt mit der guten alten Frage über den Einfluss der Franzosen, die wie ein echtes Sesam-öffne-dich die Tür zu allen Vertraulichkeiten weit auf macht...

‚Was den revolutionären Krieg angeht, war der Einfluss Ihrer Landsleute absolut überragend', sagt mir der General in einem gezierten wie auch eiskalten Ton. ‚Ich habe persönlich an einem Training zum antisubversiven Krieg teilgenommen. Es war vom Generalstab des Heeres mit den französischen Assessoren in Rosario 1968 oder 1969 organisiert worden. Zuvor hatte ich Patrice de Naurois kennengelernt, der ein Profi auf diesem Gebiet war, und Pierre Badie[11]. Aber mit Robert Bentresque[12] war ich am engsten verbunden. Er kam mich sogar in Córdoba besuchen, als ich ein Fallschirmjäger-Regiment der Artillerie kommandierte.'

9 General Reynaldo Bignone, der letzte Diktator der Militärjunta von 1982-1983; 2011 zu lebenslanger Haft verurteilt.
10 Am 26. 3. 2012 wurde Díaz Bessone zu lebenslanger Haft verurteilt.
11 Beides Indochina-Veteranen.
12 Französischer General, Berater der argentinischen Armee und Ausbilder an der berüchtigten *Escuela Superior Mecánica de la Marina,* dem späteren zentralen Folterzentrum.

– ‚Was brachten Ihnen die Franzosen bei?'

– ‚Die Hauptsache, die sie uns beibrachten, war, dass man, um die revolutionäre oder subversive Aggression zu bekämpfen, einen guten Nachrichtendienstapparat haben muss. Sonst kann man gegen einen Feind, der keine Uniform trägt und deshalb nicht zu erkennen ist, nichts ausrichten. Der Subversive kann als Bauer verkleidet sein, als Mann auf der Straße oder sogar als Geistlicher! Und er ist überall: Er kann ein Geschäft haben, Vorlesungen in der Universität oder in einem Kolleg besuchen, er kann Unterrichtender sein, Arzt, Anwalt, Ingenieur oder Arbeiter … Das Problem besteht darin, dass es bei dieser Art Krieg zwischen den Kriegführenden und der Zivilbevölkerung keinen Unterschied mehr gibt, und so kann es zu Irrtümern kommen. Wir hatten Freunde, die glaubten, dass ihre Kinder untadelig seien. Sie wussten tatsächlich nicht, dass sie an der Universität von der Guerilla kontaktiert worden waren und dass sie Waffen in ihrem eigenen Haus verbargen. So kann es geschehen, dass man zu Unrecht Leute verhaftet, sie verhört, obwohl sie nichts getan haben... Nicht von ungefähr wird deshalb von *schmutzigem Krieg* gesprochen …

Auf jeden Fall haben wir dank der Unterrichtung über den algerischen Revolutionskrieg unseren eigenen Krieg in Argentinien führen können. Immerhin mit einem großen Unterschied: Nach der Unabhängigkeit Algeriens waren die ehemaligen Feinde getrennt, die einen in Algerien, die anderen in Frankreich. Da ist es leichter, mit der Zeit die Seiten umzublättern. Aber hier handelte es sich um einen Krieg im Inneren mit den Charakteristika eines Bürgerkrieges; und wenn der Krieg einmal beendet ist, kann man ehemaligen Feinden auf der Straße begegnen oder sie auf wichtigen Posten sitzen oder Unternehmensleiter werden sehen. Das erleichtert nicht gerade die Versöhnung …

Es gibt noch tiefe Wunden und Groll, besonders von Seiten derer, die die Niederlage immer noch nicht zugeben wollen oder die Tatsache verneinen, dass die Armee einschreiten musste, damit ein Regime wie das von Castro sich in Argentinien nicht etablieren konnte. Außerdem darf man Che Guevara nicht vergessen, die rechte Hand Fidel Castros, der die Revolution in ganz Südamerika vorwärts bringen und aus den Kordilleren die Sierra Maestra von Cuba machen wollte. Die argentinische Armee – aber auch die chilenische, uruguayische oder brasilianische – hat erfolgreich dieses Projekt scheitern lassen, weil sie gut vorbereitet war ...'

– ‚Haben Sie von der **Schlacht von Algier** sprechen hören?'

– ‚Natürlich, das ist das Vorbild! Das genau hat uns zu lernen erlaubt, wie revolutionäre Netzwerke auseinanderzunehmen sind: Man nimmt einen Gefangenen, man verhört ihn, um seine Zelle zusammenzusetzen, die normalerweise aus drei Personen besteht. Dann arbeitet man sich langsam bis zur Pyramidenspitze empor, um zum Kopf der subversiven Organisation zu gelangen. Ist diese einmal enthauptet, ist der Krieg zu Ende … Das haben wir seit 1970-1971 gemacht, und es ist uns gelungen, eine erhebliche Anzahl der Anführer der Revolutionären Volksarmee (ERP) und der Montoneros (linksperonistische Guerilla) gefangen zu nehmen. Das Problem rührte dann daher, dass Hector Campora, Präsident im Jahr 1973, entschied, allen Subversiven eine Amnestie zu gewähren, und da mussten wir wieder von vorn anfangen … Deshalb haben wir seit 1975 beschlossen, anders vorzu-

gehen, zunächst unter der Präsidentschaft von Peróns Witwe und dann unter der Junta, nämlich uns genau an die Unterweisungen zu halten, die uns die französischen Offiziere gegebenen hatten …'

– ‚Haben sie mit Ihnen über die in Algerien angewandten Verhörmethoden gesprochen?'

– ‚Aber natürlich! Dazu empfahlen sie uns übrigens die Bücher von **Jean Lartéguy**. Ich habe sie immer noch in meiner Bibliothek! Aber im Grunde handelt es sich dabei um eine sehr delikate Sache, die solange bestehen wird, wie es revolutionäre Kriege gibt. Um den Zweiten Weltkrieg zu beenden, musste man eine Atombombe auf Hiroshima werfen und Hamburg von der Karte radieren. Man kann immer ein Romantiker sein, aber wie Clausewitz sagte, der alles von Napoleon gelernt hat, man darf, um den Krieg zu gewinnen, nicht zögern, die nötigen Mittel zum Erreichen des Zieles einzusetzen …

– ‚Ist also in einem revolutionären Krieg die Folter unumgehbar?'

– ‚Genau … Damit will ich ausdrücken, dass im klassischen Krieg der gefangene Uniformträger durch die internationalen Gesetze geschützt ist, was heißt, dass er zu respektieren ist, und man kann ihn nach nicht mehr als nach seinem Namen und Vornamen fragen. Warum sollte man im Gegensatz dazu die internationalen Gesetze auf jemanden anwenden, der überhaupt kein Gesetz achtet? Fragen Sie sich im Übrigen einmal, was die Amerikaner mit ihren Gefangenen von Al-Kaida in Guantánamo machen oder die Russen in Tschetschenien. Sie machen es wie die Franzosen in Algerien, die waren die ersten, die das verstanden haben … Im Übrigen ist das in Argentinien sehr gut gegangen: Wir haben in nur drei Jahren die Subversion vernichtet ...'

– ‚Man weiß heute, dass in Algerien 3000 Menschen verschwunden sind. Wie viele sind es in Argentinien?'

– ‚Oh, darüber spreche ich nicht so gern, andernfalls wirft man mir vor, dass ich Verbrechen verteidige, man wird mir den Prozess machen ... Manche sprechen von 30 000, aber das ist reine Propaganda! Die berühmte Kommission[13] hat 7000 oder 8000 gezählt. Aber darunter sind viele, die man beim Erdbeben in Mexiko gefunden hat! Andere sind im Kampf gestorben, und man konnte sie nicht identifizieren, weil viele Guerilleros ihre Fingerabdrücke mit Säure zerstört hatten … In allen Kriegen gibt es Kollateralschäden. In den klassischen Kriegen sind das die zivilen Opfer von Bombenabwürfen ...'

– ‚Die Verschwundenen sind die Kollateralschäden des antisubversiven Krieges?'

– ‚Ja, so ist es ...'

– ‚Letzte Frage: Kannten Sie Pater Grasset[14]?'

– ‚Sehr gut! Ich war bei mehreren seiner Vorträge. Der war ein echter Konterrevolutionär!'

– ‚General, ich danke Ihnen.'

Damit ist das Interview offiziell beendet. Ich bitte General Díaz Bessone um die Erlaubnis,

13 CONADEP, 1983 eingesetzte Nationalkommission über das Verschwinden von Personen.

14 Georges Grasset (1921-2012), antikommunistischer soldatischer Mönch eines integristischen Ordens, geistlicher Anführer der OAS (regierungsfeindliche französische Untergrundbewegung in der Endphase des Algerienkrieges) und Mitglied der Cité Catholique.

seinen Büroraum zu filmen, besonders die Napoleon-Statuette vor dem Spiegel, wobei er nicht weiß, dass er als Spiegelbild zu sehen ist. Weil er denkt, dass nichts mehr aufgenommen wird, lässt er sich gehen, um endlich so zu erscheinen, wie er ist: ‚Wie wollen Sie an Informationen gelangen, wenn Sie nicht schütteln, wenn Sie nicht foltern?', äußert er aufgebracht und schlägt auf den Schreibtisch. ‚Im Übrigen, was die Verschwundenen angeht, sagen wir, es gibt 7000 – ich glaube zwar nicht, dass es 7000 waren, aber gut, was wollen Sie, dass wir gemacht hätten? Glauben Sie, dass man einfach so 7000 Personen erschießen kann? Wenn wir drei erschossen hätten, hätte sich der Papst über uns so her gemacht wie über Franco. Die ganze Welt wäre uns auf den Kopf gestiegen! Was konnten wir schon machen? Sie ins Gefängnis stecken? Und sobald eine verfassungsmäßige Regierung kommt, werden sie freigelassen und fangen wieder an … Das ist ein Krieg im Inneren, das ist kein Krieg mit einem Feind auf der anderen Seite der Grenze. Sie sind bereit, bei der nächstbesten Gelegenheit wieder zu den Waffen zu greifen!“[15]

1.2 *José Alfredo Martínez de Hoz, der zivile Oligarch in der Militärjunta, und eine Familiengeschichte*

Marie-Monique Robin brauchte sich nur als rechtsorientierte französische Historikern auszugeben, um bei ihren Gesprächspartnern Eingang zu finden. Es erstaunt die selbstverständliche Bereitwilligkeit, mit der sie Auskunft gaben. Sie fühlten sich 2003 noch so im Recht, dass sie meinten, nichts fürchten zu müssen, zumal sie ja nur umgesetzt hatten, was ihnen ihre französischen Lehrer mit der Zustimmung ihres Staatspräsidenten Valéry Giscard.d'Estaing beibrachten. Sie waren nicht nur Theoretiker, sondern kamen aus der Praxis des jahrzehntelangen Kolonialeinsatzes und waren nie für irgendetwas zur Rechenschaft gezogen worden. Vielmehr wurden ihre Lehren zu einem willkommenen Importgut des französischen Außenhandels an humanem Kapital in Übersee. Und auch die Amerikaner waren einverstanden, wie am auffälligsten ihr Umgang mit dem Wirtschaftsminister der Junta José Alfredo Martínez de Hoz zeigt.

José Alfredo Martínez de Hoz, genannt Joe, verstarb als 87-Jähriger am 16. März 2013, ohne je verurteilt worden zu sein, im seit 2010 über ihn wegen mutmaßlicher Verbrechen gegen die Menschlichkeit verhängten Hausarrest in einem Luxusapartment in Buenos Aires. Er stammte aus einer der durch die Indianerkriege des 19. Jahrhunderts reich und mächtig gewordenen Großgrundbesitzerfamilien, war Politiker, Ökonom, Anwalt und Universitätsprofessor. Seine Bewunderung gehörte Domingo Faustino Sarmiento und Julio Argentino Roca als dem konsequentesten Indianerbekrieger und in seinen Augen Schöpfer des Landes, dem die Familie ihren Reichtum verdankt. Er gehörte der Junta zwischen 1976 und 1981 an. Seine Verbindungen mit der internationalen Finanzwelt zahlten sich sehr schnell aus, indem er einige Tage nach Amtsantritt vom Internationalen Währungsfond (IWF) einen Kredit über 110 Millionen Dollar gewährt bekam, der für den Devisenbestand der argentinischen Nationalbank benötigt wurde.

In einem Interview, das er am 29. Dezember 1983 der Journalistin und Dichterin Cristina Castello[16] gewährte, gab er sich überzeugt von allem, was er getan hatte, und verwies darauf, dass es

15 Marie-Monique Robin, wie Anm. 2, S. 332-335. Übersetzung von F.H.
16 http://www.cristinacastello.com/ Dort Abdruck des Interviews und ausführliche Auseinandersetzung mit der Rolle

ihm die Bevölkerung zu danken gewusst habe und weiter zu danken wisse. Für ihn ist die Zeit der Diktatur eine wirtschaftliche Erfolgsgeschichte für das Land und seine Bewohner. Dennoch hatte sich das wirtschaftliche Chaos in Argentinien in seiner letzten Amtszeit und seit dem Rücktritt von seinem Ministeramt zurückgemeldet. Als Cristina Castello ihm zusetzt und auf Details des während seiner Amtstätigkeit ausgeübten Staatsterrors drängt, weicht er mit dem für Machthaber oder an der Macht Beteiligten oder ihr Hörigen typischen Ausrede aus: Es gebe immer Einzelfälle und mit ihnen Exzesse, während das große Ganze gerettet und gepflegt worden sei.

„Ich möchte Ihnen sagen – und wünsche dann, das Thema nicht weiterzuverfolgen –, dass es in einem Land zuweilen zu sehr heftigen und schwierig zu kontrollierenden Auseinandersetzungen kommt und dass in diesem Augenblick die Regierungsautorität – in Verteidigung der herrschenden sozialen Ordnung – das Leben und die Menschenrechte schützt. Genau das geschah: Das Leben der 28 Millionen Argentinier wurde vor der Minderheit geschützt, die ihnen Schach bot.“

Jahrzehnte nach der Diktatur stellten sich die Fragen anders und komplizierter als 1983 im direkten Gespräch mit einem an der Diktatur Beteiligten. In der Erinnerungsarbeit war nämlich zu klären, warum der Staatsstreich 1976 so schnell und leicht über die Bühne gehen konnte. Am nächsten Tag schlug sich bereits die massive Zustimmung von Aktienbesitzern an der Börse nieder: Die Kurse schnellten nach oben. Gerade in Zusammenhang mit der letzten Diktatur ist festzustellen, dass sehr viele Argentinier in ihrem privaten Umfeld die Diktatur willkommen hießen. Ihr wurde zugetraut, die Regierungskrise unter Isabel Perón zu meistern. Dafür wird die im 20. Jahrhundert geläufige Idee für maßgeblich gehalten, dass angesichts des Zusammenbruchs der verfassungsmäßigen Regierung nur das Militär Autorität und Ordnung wiederherstellen könne. Das war der stillschweigende, von vielen geteilte Konsens, der von dem anderen, begrenzteren, aber ausdrücklich politisch und

von Martínez de Hoz.

konzeptionsmäßig geäußerten zu trennen ist. In den herkömmlichen politischen Parteien schwankte die Haltung zwischen Schweigen, dem Akzeptieren der Situation als der einzig möglichen Option und der direkten Unterstützung. Die Spitzen der Kirchenhierarchie gaben in der Nacht vor dem Staatsstreich in einer geheimen Zusammenkunft mit dem Militär ihre Zustimmung. Und die wichtigsten Medien trugen mit einer in die Zukunft weisenden Interpretation zur Absicherung bei. Sogar unter den „Subversiven“ gab es Stimmen, die den Staatsstreich als einen Auslöser revolutionärer Erwartungen ansahen, weil in ihm sichtbar würde, wo die wahren Feinde des Volkes sich befinden.

Immerhin traten seit 1977 auf der *Plaza de Mayo* die Mütter der Verschwundenen in Erscheinung und forderten Aufklärung über das Schicksal ihrer Angehörigen. Es muss aber die Atmosphäre der Angst hoch veranschlagt werden, deren Quelle in den etwa 500 über das Land verteilten geheim gehaltenen Haftzentren zu verorten ist. Von ihnen ging ein unbestimmtes Etwas aus, gewissermaßen ein mit Stimmen ausgestattetes Geheimnis, das sich über die illegalen Verhaftungen, die Gefangenschaften, das Verschwinden legte.[17]

Wie konsequent inzwischen die noch verantwortlich zu Machenden auch strafrechtlich verfolgt werden – denn ihre Opfer sind namentlich bekannt –, so wird inzwischen in Argentinien auch gesehen, dass es eine erhebliche gesellschaftliche Grauzone gibt, wegen der es schwierig ist, den Staatsstreich als einen nur auf reiner Willkür von wenigen Einzelnen beruhenden Akt zu sehen.[18]

Ein erheblicher Teil der Grauzone, der jedoch so einfach nicht zu anonymisieren ist, liegt in dem Engagement von José Alfredo Martínez de Hoz begründet und hat mit der ursprünglichen Besitzakkumulation während der argentinischen Grenzkolonisation im Kampf gegen die Indianer zu tun. Es reicht also in die Geschichte zurück, die sich für ihn in den als Nationalheroen eingestuften Domingo Faustino Sarmiento und Julio Argentino Roca verkörpert. Wenn er nämlich von der Wiederherstellung der angestammten herrschenden Ordnung sprach, hatte er vor allem eigene Interessen im Kopf, deren unbeschadete Fortexistenz er gefährdet sah. Durch seine juristische Brandmarkung im hohen Alter hat jetzt offenbar zum ersten Mal in der argentinischen Nationalgeschichte auch die Schicht, der er angehört, Schaden genommen, indem ihre Machenschaften nicht mehr fraglos als die Eigenschaften von denen hingenommen werden, die sich als die wahre Verkörperung Argentiniens sehen, weil ihnen sowieso fast alles im Lande gehört.

Martínez de Hoz hatte eigentlich wegen seines Hintergrundes nichts zu verlieren, als er sich in die Politik begab. Die von ihm zur Durchsetzung seines ultraliberalen Wirtschaftsprogramms durchgesetzten Maßnahmen hatten nur am Rande mit dem zu tun, was seinen Status als reicher Grundbesitzererbe anging.[19] Es schnitt umso tiefer in die Lebensbelange der meisten Argentinier ein, die ihren Lebensunterhalt durch ihre täglich Arbeit erwirtschaften müssen. Marie-Monique Robin umreißt sein Programm, indem sie sich auf den US-Historiker Gary W. Wynia beruft:

Er verfügte zunächst die Freigabe der Preise, eine drastische Senkung der Löhne und das Verbot von Lohnverhandlungen in allen Industriebranchen, während die Türen für ausländische Invest-

17 In Bezug auf Dachau gab es in der Münchener Umgebung in den 1930er Jahren den bezeichnenden Reim: „*Lieber Herrgott, mach mich frumm,/dass ich net nach Dachau kumm.*“

18 Zur Analyse des oben Geschilderten vgl. http://educacionymemoria.educ.ar/secundaria/notas/dictadura-y-sociedad/ .

19 Das Porträt, das Ricardo Piglia von Cayetano Belladonna in seinem Roman „*Ins Weiße zielen*“ entwirft, dürfte in etwa auch das von Martínez de Hoz sein mit dem Unterschied, dass der letztere als von viel älterem und einflussreicherem *Adel* (?) anzusehen wäre.

oren weit aufgestoßen wurden. Die Repression durch das Militär und die Wirtschaftspolitik ergänzten so einander bei der sogenannten Modernisierung des Landes. Ihre gemeinsamen Zielscheiben waren Gewerkschaften, die Industrie und große Teile der Mittelklasse. Die Rolle der Armee, die den Kampf gegen die Subversion zum Vorwand nahm, bestand darin, die Kaufkraft und alle Mittel des Widerstands zu vernichten; die von Martínez de Hoz darin, die Wirtschaft zu schwächen und schließlich zu zerstören, von der alle lebten, zum Beispiel indem der Staat als Hauptquelle für Beschäftigung und Ressourcenverteilung in der städtischen Gesellschaft ausgeschaltet wurde.[20]

Martínez de Hoz war Großwildjäger und Gründungsvater des argentinischen WWF, der dort *Fundación Vida Sivestre* (FVS) heißt. Er ermöglichte es dem Monsanto-Konzern, dass er in Argentinien willkommen war und so zur „Modernisierung" des Landes in Gestalt des „Agro-Business" beitragen konnte. Martínez de Hoz investierte wie alle reichen Argentinier viel Geld in Soja, und zwar in das von Monsanto mit dem beigepackten Glysophat-Roundup (Pestizid) gelieferte Gen-Soja.[21] Fast scheint es, als habe er auf diese Weise seine Racheengel auf das Land losgelassen, indem die Pestizide für das ungehinderte Wachstum des genveränderten Soja in Flugzeugen über den riesigen Landflächen ausgebracht werden, die damit gleichzeitig Leben und Gesundheit der Anwohner gefährden. Aber die Ausfuhrsteuer auf das reichlich geerntete und für den Weltmarkt bestimmte Soja beträgt 35 Prozent, so dass die Staatseinnahmen auf diese Quelle des augenblicklichen Reichtums angewiesen sind.[22]

Von anderer Seite droht nach der juristischen Schmach jedoch weiteres Ungemach, sogar aus Deutschland,[23] wo die Heinrich-Böll-Stiftung es ermöglichte, dass über die Geschichte der Familie Martínez de Hoz 2011 ein Film gedreht und gegen die beantragte einstweilige Verfügung der Familie Martínez de Hoz mit den beiden männlichen Enkeln von „Joe" als Klägern weiter in die Öffentlichkeit gebracht wird.[24] Die Familie verlangt Schadensersatz für den „moralischen Schaden", den der Film am Ruf der Familie anrichte, indem er sogar als Unterrichtsmaterial in argentinischen Schulen eingesetzt wird, um der national-geschichtlichen Geschichtsversion über die Auseinandersetzung mit den Indianern etwas Authentischeres entgegenzusetzen. So hat es den Anschein, als werde die Niederlage der Militärdiktatur von 1983 inzwischen auch zu einer Generalabrechnung mit den argentinischen Geschichtsmythen benutzt. Der Film, der den indianersprachigen Titel „*Awka Liwen*" trägt, was soviel heißt wie „rebellisch erwachen", erzählt die Geschichte der Vertreibung, Enteignung und Vernichtung der Urbevölkerung, deren letzte Überlebende auch zu Opfern der Militärdiktatur werden konnten. 30 Millionen Hektar zu bebauenden, fruchtbaren Landes gingen von den vertriebenen Indianern in die Hände weniger Großgrundbesitzer über.

„*Awka Liwen*" ist die Geschichte der Feldzüge gegen die indigene Bevölkerung in Argentinien. Der Gründungsmythos besteht darin, dass ihr Land als „Wüste" ausgegeben wurde, in der es nirgends Bewohner gegeben habe, die mit dem Land nutzbringend umgegangen seien. So konnten sich die europäischen Einwanderer als Erstbesiedler ansehen, und zwar im Namen europäischer

20 Vgl. Marie-Monique Robin, wie Anm. 2, S. 327.

21 Wilfried Huismann, *Schwarzbuch WWF. Dunkle Geschäfte im Zeichen des Panda*, Gütersloher Verlagshaus 2012, S. 178 f.

22 Siehe http://www.blickpunkt-lateinamerika.de/dossiers/brennpunkt_-_stimmen_aus_haiti/msgf/argentinien%3A_unkontrollierter_einsatz_von_agrarchemikalien_auf_kosten_von_mensch_und_umwelt.html.

23 Der Daimler-Konzern steht im Verdacht, sich zum Komplizen der Militärdiktatur gemacht zu haben, als er davon profitierte, 17 Betriebsaktivisten in seinem Werk in Argentinien an den Geheimdienst ausliefern zu können und so für den Betriebsfrieden zu sorgen. Siehe „Mord auf Bestellung?" in: Die Zeit, 10. Januar 2013, S. 16.

24 http://www.boell.de/calendar/VA-viewevt-de.aspx?evtid=9667

Zivilisation gegen die argentinische, angeblich ursprüngliche Barbarei. Einer der Ahnen von „Joe“ Martínez de Hoz, ebenfalls José (Toribio) Martínez de Hoz, wurde nach den Feldzügen gegen die Indianer zum Eigentümer von 2,5 Millionen Hektar Land und vertrat als Mitgründer und erster Präsident der *Sociedad Rural Argentina* (seit 1866) die Interessen der Großgrundbesitzer.

Diese hatte auch ihren Auftritt, als es unter der Kirchner-Regierung um die Besteuerung der durch den Sojaanbau enorm gestiegenen Agrarexport-Gewinne ging. Die herkömmlichen Privilegien sollten weiter gelten: *„geringe Produktionskosten im Inland und zollfreie Produktionsmittel aus dem Ausland. Zuletzt Anfang 2011 wurden in Argentinien zahlreiche Fälle von sklavenartigen Arbeitsverhältnissen auf den Agrargroßproduktionen in den Provinzen publik. Insofern ist ‚Awka Liwen‘ auch eine präzise Nachzeichnung gesellschaftlicher Kontinuitäten von der Zeit der ‚Campañas‘* [Wüstenfeldzüge] *bis heute.*“[25]

Die kolonialistische Sichtweise „europäischer weißer Herren“, wie sie sich in der französischen Doktrin über den modernen Krieg verallgemeinernd niederschlägt und wie sie das argentinische Militär mit Zustimmung der mit Martínez de Hoz in Erscheinung tretenden Oligarchie auf die Konfliktlinien im eigenen Land anwendete, zeigt das, was die mit den indianischen Minderheiten in Argentinien befasste Anthropologin Diana Lenton in die Gleichung übersetzt, dass sich manchmal der Blick auf untere Gesellschaftsklassen nicht von dem auf ethnisch Fremde unterscheide, nämlich „Rasse“ zuweilen auch „Klasse“ und umgekehrt „Klasse“ „Rasse“ heißen kann.[26] Díaz Bessone mit seiner Napoleon-Statuette im Hintergrund spricht ja auch nicht ausdrücklich von *modernem Krieg*, wenn er zurückblickt, sondern von *Bürgerkrieg*, wobei freilich zu beachten ist, dass der durch „Operation Condor“ gesetzte Rahmen von vornherein auf eine einseitige Gewichtsverteilung zuungunsten der arbeitenden und deshalb für „Kommunismus“ anfällig gehaltenen Bevölkerung setzte: *„Aber hier handelte es sich um einen Krieg im Inneren mit den Charakteristika eines Bürgerkrieges; und wenn der Krieg einmal beendet ist, kann man ehemaligen Feinden auf der Straße begegnen oder sie auf wichtigen Posten sitzen oder Unternehmensleiter werden sehen. Das erleichtert nicht gerade die Versöhnung …*“

Klar dürfte sein, dass das schließliche Scheitern der Militärdiktatur nicht nur das nationale Militär in Verruf brachte, wie es für Argentinien am offensichtlichsten im Falklandkrieg geschah,[27] sondern ebenfalls die im Hintergrund herrschende Oligarchie, die jetzt sogar damit rechnen muss, dass sie in Filmen wie *„Awka Liwen*“ im Schulunterricht vorgeführt wird. Das heißt, dass sich unter der Kirchner-Regierung ab 2003 wieder genau das durchzusetzen begann, was Martínez de Hoz mit seiner Wirtschaftspolitik zu zerstören beabsichtigte, nämlich den Staat im Sinne der Wohlfahrt aller seiner Bewohner um seine steuernden Funktionen zu bringen. Indessen bleibt über die willkommenen Steuereinnahmen weiter mit dem Staat verquickt, was die landbesitzende Oligarchie anrichtete, als sie ihre Landflächen und damit fast das ganze Land dem Monsanto-Unternehmen und damit einer kolonialistischen Ausbreitung von „Gift und Genen“ (Marie-Monique Robin) auslieferte.[28]

Auch in dieser Grauzone dürfte es schwierig sein, Ross und Reiter eindeutig zu benennen, zumal viele Profiteure des Exports an genverändertem Soja vor allem auch in Europa und China sitzen

25 http://www.boell.de/weltweit/lateinamerika/lateinamerika-awka-liwen-dokumentarfilm-argentinien-12398.html.
26 Vgl. www.himmlers-heinrich.de/bevoelkerungsfantasien-und-lebensraum.pdf, S. 87-91.
27 Vgl. dazu den Roman von Rodolfo Fogwill, *Die unterirdische Schlacht*, Berlin 2010.
28 Marie-Monique Robin, *Mit Gift und Genen. Wie der Biotech-Konzern Monsanto unsere Welt verändert*, München 2010.

und insgesamt neben der Viehzucht auch die gegenwärtige Politik in Bezug auf Energiegewinnung aus Pflanzen impliziert ist.

1.3 *Aus einer Reportage von Hélène Marzolf: Marie-Monique Robin 2011 als Zeugin vor Gericht in Argentinien*

Am 7. Februar 2011 hat Marie-Monique Robin einen Auftritt vor dem Gericht in Medoza, das den Anden ganz nahe liegt. An diesem Tag wird Gericht über 18 Militärs und Polizisten gehalten, die unter einem der blutrünstigsten Generäle der Diktatur, Luciano Benjamín Menéndez, dienten. 2008 trug sie zum ersten Mal in Corrientes – eine Großstadt im Nordosten am Fluss Paraná gelegen – mit einem historischen Gutachten zur Tätigkeit von Untergebenen des Generals Díaz Bessone bei.

Es handelt sich um eine Ironie der Geschichte: Marie-Monique Robin war nämlich bei ihren Untersuchungen über die Todesschwadronen davon ausgegangen, in Frankreich anstatt in Argentinien eine Diskussion auszulösen. Nicht nur in Militärkreisen, sondern auch in der katholischen Hierarchie lösten der Film und dann ihr Buch dort eine Erschütterung aus, die dazu führte, dass Präsident Nestor Kirchner zwei Amnestiegesetze annullierte. Seither fanden Hunderte von Prozessen statt.

Stundenlang referiert Marie-Monique Robin darüber, wie die Franzosen während des Indochina-Krieges die Konzeption eines nicht-konventionellen Krieges entwickelten, in dem die Frontlinien verschwunden sind. So wurde die Vorstellung vom „inneren Feind“ geboren, der in der Zivilgesellschaft seines Landes lebt. Sie spricht über Algerien, wo die französischen Militärs die neuen Techniken der Geländekartierung, der Folter und der Entführung einsetzen, die dann mit Zustimmung der französischen Regierung als „moderner Krieg“ nach Argentinien exportiert werden. Sie bringt auch die Rolle des integristischen Flügels des Katholizismus zur Sprache und den Einfluss der „Cité catholique“.

Mit Spannung und Zustimmung folgen die anwesenden Opfer der Diktatur den Ausführungen Robins. Der Gerichtspräsident bemerkt, wie sich seither die Auseinandersetzung entwickelt hat, dass nämlich die Enthüllungen der Opfer die Gesellschaft sich allmählich weiterentwickeln lassen.

M.-M. Robin muss sich bei Verlassen des Gerichtssaales in den Schutz der Wächter begeben, die ihr das Innenministerium zur Verfügung stellt. Bisher gab es das nur für Angelegenheiten, die den Terror, Drogenhandel oder die Mafia betrafen. Jetzt gilt es auch für die Prozesse, die die Junta zum Gegenstand haben. Einige Jahre vorher war es noch gefährlich, als Zeuge aufzutreten, weil es der Junta nach wie vor verbundene Gruppen gab, die die Zeugen unter Druck setzten. Inzwischen, nachdem landesweit Prozesse an der Tagesordnung sind, hat sich das verändert, und diese Gruppen haben sich aufgelöst. Trotzdem wird mit anonymen Anrufen und über nachbarschaftlichen Druck weiter Einfluss auf die Anwälte von Opfern auszuüben versucht. Der Gerichtspräsident erwähnt Einbrüche in Häuser und verwüstete Anwaltskanzleien.

Argentinien büßt heute noch für die politischen Entscheidungen der letzten dreißig Jahre. Im Unterschied zu Frankreich, das in Algerien außerhalb des Mutterlandes einen Kolonialkrieg führte, lieferte sich Argentinien auf eigenem Boden einen Krieg. Die Amnestiegesetze ließen Henker und Opfer in einem verhängnisvollen Klima nebeneinander her leben. Ein ehemaliger Häftling beschreibt das so: Jahrelang haben sie sich isoliert gefühlt, verloren, als ob sie in einer Art Ghetto der

Opfer der Diktatur leben würden. Auf die Politik sei nicht zu zählen gewesen. Alles sei auf persönlichen Einsatz angekommen, wie er sich im Auftreten der Mütter auf der „Plaza de Mayo“ äußerte. Die Institutionen hätten lange auf sich warten lassen, zumal ein erheblicher Teil der Richterschaft, die unter der Junta Recht sprach, weiter im Amt ist.

2009 begann der Prozess gegen die ESMA (Technikschule der Marine), dem Folterzentrum des Regimes. Inzwischen wurde sie in eine Gedenkstätte verwandelt. Aber es gibt nach wie vor ganze Gesellschaftszweige, die noch nicht zur Rechenschaft gezogen wurden. So die Mehrzahl der Presseorgane und ihre Herausgeber wie eben auch die bereits erwähnte Richterschaft, in der am ehesten mit einem Wandel durch den Auftritt einer neuen Richtergeneration zu rechnen ist. Nichtsdestoweniger kommt es bereits auch zu Prozessen gegen einzelne Richter, die nachweislich an Untaten mitgewirkt haben.

Zu einer besonderen Situation kommt es am 9. Februar 2011 in Resistencia, Hauptstadt der nordöstlichen Provinz Chaco, als M.-M. Robin zu einem Massaker Stellung nimmt, das 1976 angerichtet wurde und 22 jungen Menschen den Tod brachte:

„Den Richtern gegenüber sitzend, nimmt die Journalistin ihre bereits in Mendoza entwickelte Argumentation auf. Aber hier ist die Atmosphäre aggressiv aufgeheizt. Die vorsitzende Richterin verdreht regelmäßig die Augen himmelwärts, bläst ihre Backen auf, als würde sie sich tödlich langweilen. Was die neun Angeklagten – acht Militärs und ein Polizist – betrifft, so geben sie sich nicht einmal den Anschein, als würden sie sich für den Prozess interessieren. Einer kaut griesgrämig sein Kaugummi, drei andere bitten darum, den Saal verlassen zu dürfen. Auf einmal stellt ein Anwalt die Frage: ‚*Was habt ihr Franzosen mit euren Militärs nach dem Algerienkrieg gemacht? Habt ihr sie vor Gericht gestellt?*‘ Die Journalistin verneint die Frage. ‚*Wie bei euch gab es eine Amnestie.*‘ Im Unterschied zu Argentinien sei sie niemals in Frage gestellt worden. In Mendoza musste die Journalistin bereits den Richtern und Anwälten erklären, dass Frankreich ‚seine Erinnerungspflicht immer noch nicht angegangen hat‘.

Während Argentinien sich zu seiner Schuld bekennt, ist das *Vaterland der Menschenrechte* noch nicht zu sehen in der Lage, was bei den ins Ausland exportierten Methoden zur ‚Aufrechterhaltung der Ordnung‘ knirschen könnte. 2003 haben immerhin Abgeordnete der Grünen die Einrichtung eines parlamentarischen Untersuchungsausschusses verlangt, aber die von Edouard Balladur geleitete Kommission für ausländische Angelegenheiten legte ihr Veto ein, denn bezüglich der Rolle Frankreichs in Lateinamerika in den 1970er Jahren handle es sich um haltlose Unterstellungen.

Damit sich daran etwas ändert, bedarf es möglicherweise Argentiniens, das jetzt an der Reihe wäre, von denen Rechenschaft zu verlangen, die dem Land alles beigebracht haben ...“ [29]

29 Hélène Marzolf in „Télérama“ n° 3193 vom 26.3.2011, ergänzt am 29.3.2012: http://television.telerama.fr/television/quand-la-france-exportait-sa-torture-en-argentine,67039.php .

2 Die Rückkehr des modernen Krieges und seiner Theorie aus Amerika nach Europa im 21. Jahrhundert

2.1 *Neue Aufmerksamkeit für den modernen Krieg in Frankreich*

Gérard de Villiers (*1929), Algerienkämpfer, Journalist und äußerst fruchtbarer Schriftsteller mit einem internationalen Millionenpublikum, der von sich selbst sagt, er stehe rechts, sei liberal, antikommunistisch, anti-islamistisch, anti-kommunitaristisch und antisozialistisch, hat im Januar 2013 einen lobenden Artikel in der „*New York Times*“ erhalten, was ihm so in keiner der angeseheneren französischen Zeitungen hätte widerfahren können.[30] Der sozialistische französische Politiker Hubert Védrine schätzt, dass die Elite seines Landes sein Werk lese und kenne, aber das öffentlich nicht zugeben würde. In der „*New York Times*“ gelten seine Romane indessen als besser recherchiert und dichter an der Wirklichkeit orientiert als die von John Le Carré, wiewohl Gewalt und Sex die Spannungsbögen seiner Spionageromane kennzeichnen, die gemeinhin zur „Bahnhofsliteratur“ gezählt werden. Es dürfte die Einschätzung nicht falsch sein, dass in seiner Literatur am handfestesten die westliche Kalte-Kriegs-Szenerie fortgesetzt wird, indem sie sich auf die Felder begibt, auf denen aktuelle Konflikte zwischen der islamischen und der westlichen Welt ausgetragen werden. In ihnen sind für den Leser Phänomene am greifbarsten, die zu dem zu zählen sind, was die Vorstellung vom *modernen Krieg* als eines Vorgangs, der tief in die Zivilgesellschaft hineingreift, nachvollziehbar macht.

Alexis Jenni beschreibt in seinem mit dem „Prix Goncourt 2011“ ausgezeichnete Roman „*L'art français de la guerre*“ die 20 Jahre Krieg, in die Frankreich seit den 1940er Jahren gegen Deutschland, dann für eine längere Phase in Indochina und schließlich in Algerien bis 1962 verwickelt war. Diese Kriege wirken jedoch nach Jenni unterschwellig bis in die Gegenwart. Das tun sie jedoch in einem ganz anderen Sinn, als dass Jenni ein Phänomen wie das Werk des Erfolgsschriftstellers Gérard de Villiers herbeizitieren müsste, dessen Schauplätze in der Regel nicht in Frankreich liegen. In einer Fieberfantasie, nachts auf dem Wege zur Apotheke, um sich ein Schmerzmittel zu besorgen, sucht den Erzähler im Lyon der Gegenwart, in dem neben muskulösen jungen Leuten, die im Auto die Stadt durchqueren und Passanten beunruhigen, ständig Polizeipatrouillen unterwegs sind und die nächtliche Luft von „französischer Gewalt“[31] vibriert, seine Vorstellung von Frankreich über die Erinnerung an de Gaulle heim:

> „*Ich denke an Frankreich; aber wer kann, ohne zu lachen oder ohne andere zum Lachen zu bringen, sagen, dass er an Frankreich denke? Es sei denn, es sind die großen Männer, und zwar nur in ihren Memoiren. Wer, außer de Gaulle, kann, ohne zu lachen, sagen, dass er an Frankreich denke? Mir geht es gerade schlecht und ich muss im Gehen sprechen, bis ich die Nachtapotheke erreiche, die mich retten wird. So spreche ich von Frankreich, wie de Gaulle darüber sprach, indem ich die Personen, die Zeiten durcheinanderbringe und die Grammatik verwirre, um die Spuren zu verwischen. De Gaulle ist der größte Lügner aller Zeiten, aber ein*

30 http://www.nytimes.com/2013/02/03/magazine/gerard-de-villiers-the-spy-novelist-who-knows-too-much.html?ref=books&_r=3&pagewanted=all&; „*Le Monde*“ ging darauf in einem Blog Ende Januar 2013 ein: http://bigbrowser.blog.lemonde.fr/2013/01/31/sas-gerard-de-villiers-lhomme-qui-en-savait-trop-consacre-par-le-new-york-times/#xtor=RSS-32280322.

31 Alexis Jenni, *L'art français de la guerre*, Gallimard, Paris 2011, S. 167. – An anderer Stelle heißt es (S. 173): „*Die Situation in Frankreich ist angespannt*.“

Lügner wie ein Romanautor. Er konstruierte mit der Kraft seiner Worte alles Stück für Stück, was wir brauchten, um uns im 20. Jahrhundert heimisch zu fühlen. Er gab uns die Gründe für unser Zusammenleben und unseren Stolz, weil er sie erfand.“[32]

Der nach dem Ende des Algerienkrieges (1962) geborene Erzähler ist ein jüngerer Mann, der sich mit Gelegenheitsjobs in seiner Heimatstadt Lyon über Wasser hält, weil ihn seine geregelte Büroarbeit im Norden Frankreichs, wohin er nach seiner gescheiterten Ehe gegangen war, nicht überzeugt hat. In Nordfrankreich verfolgt er 1991 die im Fernsehen ausgestrahlten wenigen Bilder über den Zweiten Golfkrieg „*Desert Storm*“, an dem auch ein französisches Kontingent unter dem Namen „*Daguet*“ (~ *junger Hirsch*) beteiligt ist. Er ist fasziniert, vor allem deshalb, weil vom Krieg selbst keine aktuellen Aufnahmen gezeigt werden und die Nachrichten mit anderen nichtssagenden Bildern ausgestrahlt werden. Erstaunlich ist für ihn, dass es im französischen Fernsehen zum ersten Mal seit 1914 Bilder von in den Golfkrieg ziehenden französischen Soldaten gibt, die sich vor ihrer Kaserne in Valence (Rhône) von ihren Familien verabschieden, aber der Krieg selbst eine leere Stelle bleibt: „ ... *man wartete; es geschah nichts außer Folgendem: die Armee gliederte sich wieder in die Gesellschaft ein*“ (S. 15 f.). Diese öffentliche Verabschiedung widerspricht seiner Vorstellung vom französischen Militär, während das Ausbleiben weiterer Nachrichten seiner Erwartung eher entsprochen hätte. Denn in der französischen Öffentlichkeit der Gegenwart ist die Armee im Grunde wie nicht vorhanden.[33]

Am Irak-Krieg von 2003 war Frankreich indessen so wenig beteiligt wie Deutschland. In einer deutschen Untersuchung kommt die Autorin zu dem Ergebnis, dass nach der lange vorherrschenden gaullistischen Vorstellung von Frankreich, gekennzeichnet durch „Grandeur“, „Unabhängigkeit“ und „mission civilisatrice“, zivilgesellschaftliche Momente in den Vordergrund gerückt seien.[34]

Dieser auch bei Jenni sichtbar werdende Stimmungswandel, der sich für den Erzähler darin ausdrückt, dass das französische Militär aus der Öffentlichkeit verschwunden sei, findet seinen vielfältigen Ausdruck auf den Internetseiten der zahlreichen französischen Vereinigungen der „*anciens combattants*“. Es war schon bei vielen französischen Algerienkriegskämpfern der vorherrschende Eindruck, dass sie vom Mutterland zu wenig Rückhalt erhielten und Frankreich zu leichtfertig das doch durch und durch *französische* Algerien aufgebe. So heißt es im vielzitierten Vorspann des Romans „*Les centurions*“ in einem fiktiven Brief aus der Zeit des *Imperium Romanum*, der sich nicht auf Rom, sondern auf das Paris des Algerienkrieges beziehen soll:

„Als wir den Heimatboden verließen, sagte man uns, dass wir zur Verteidigung der heiligen Rechte ausrückten, deren Wahrung uns die dort lebenden zahlreichen Mitbürger in Anbetracht der langen Jahre ihrer dortigen Präsenz und angesichts all der Wohltaten anvertrauen, die unsere Zivilisation den hilfsbedürftigen Bevölkerungen brachte. Wir haben nachvollziehen können, dass das stimmte, und weil es stimmte, haben wir nicht gezögert, unseren Blutbeitrag zu leisten, unsere Jugend zu opfern, unsere Hoffnungen. Wir bedauerten nichts. Aber während uns

32 S. 160 f.

33 Sonst schweigen die französischen Militärs in der Öffentlichkeit eher: „*Man zieht vor, dass sie weit weg sind, dass sie unsichtbar sind; dass sie uns nichts angehen. Man zieht vor, dass sie ihre Gewalttätigkeit woanders los werden, in diesen weit entfernten Gebieten, die von Leuten bewohnt werden, die uns so wenig ähneln, dass es kaum Leute sind*“ (Alexis Jenni, wie Anm. 31, S. 13). Vgl. hierzu www.himmlers-heinrich.de/eroberung.pdf, S. 82-99.

34 Ronja Kempin, *Frankreichs neue Sicherheitspolitik. Von der Militär- zur Zivilmacht*, Nomos-Verlag, Baden-Baden 2008. Vgl. *http://www.swp-berlin.org/de/publikationen/produkt-detail/article/frankreichs_neue_sicherheitspolitik.html*

hier dieser Geist beflügelt, berichtet man mir, dass in Rom eine Intrige der anderen folgt, der Verrat Blüten treibt und viele verwirrt zögern und ihre willfährigen Ohren den schlechtesten Einflüsterungen zum Aufgeben erliegen und unser Handeln verhöhnen. Ich mag nicht glauben, dass das alles wahr sei, aber die jüngst vergangenen Kriege haben gezeigt, wie sehr ein solcher Gemütszustand verderblich sein und wohin er führen kann. Ich bitte dich, mir so schnell wie möglich Sicherheit zu verschaffen und mir zu schreiben, dass unsere Mitbürger uns verstehen, uns unterstützen, uns schützen, wie wir selbst die Größe des Imperiums schützen. Wenn es nicht so sein sollte, wenn wir unsere gebleichten Knochen vergeblich in der Wüste zurücklassen müssten, dann hüte man sich vor dem Zorn der Legionen!

Marcus Flavinius, Zenturio in der 2. Kohorte der Legion Augusta an seinen Kousin Tertullus in Rom.“[35]

Wie diese Einschätzung fortdauert, zeigt sich darin, dass auf einer Kriegsveteranenseite zum Tode Jean Lartéguys 2011 einzig dieser Brief mit dem Kommentar, dass der Tod eines Soldaten „*auf dem Feld der Ehre nicht länger eine Banalität*“ sei, abgedruckt ist (oben rechts ein Foto des jungen Jean Lartéguy)[36]:

In Jennis Roman ist für den Erzähler zwar das Militär aus der Öffentlichkeit mehr oder weniger verschwunden. Trotzdem macht er die Beobachtung, wie sich die Gesellschaft in ihren Randbereichen, nämlich den *banlieues* gegenüber remilitarisiert, so auch in seiner Heimatstadt Lyon. Es handelt sich aber nicht mehr um die Armee, sondern um die Ordnungskräfte, die sich in gepanzerten Kolonnen in die aufrührerischen Siedlungen wie in „*verbotene Zonen*“ (S. 255 in der frz. Ausgabe) begeben, um die Ordnung wiederherzustellen. Die Bereitschaftspolizei ist mit neuen Uniformen ausgestattet, die an die der Fallschirmjägerbataillone erinnern. Das nehme die Gesellschaft hin und niemanden setze der Gebrauch von gepanzerten Fahrzeugen gegen die Zivilbevölkerung in Frankreich in Erstaunen (S. 176, 255). Darin habe sich am ehesten ein Ausdruck von Frankreichs kolonialer Vergangenheit – an manchen Stellen „*pourriture coloniale*“, d.h. „*koloniale Fäulnis*“ genannt (S. 460, 600) – niedergeschlagen.

35 Die *Legio III Augusta* war in den nordafrikanischen Provinzen des *Römischen Reiches* eingesetzt, sodass deutlich wird, wie Lartéguy eine Parallele zwischen Römischem Reich und der französischen imperialen Republik sehen will.

36 http://www.chemin-de-memoire-parachutistes.org/t7912-hommage-a-notre-camarade-jean-larteguyles-anciens-de-cherchell. Ähnliches lässt sich zur Beisetzung des 2010 verstorbenen Generals Marcel Bigeard beobachten: http://www.camps-parachutistes.org/t3053-20-novembre-2012-le-general-bigeard-retrouve-ses-paras-a-frejus.

Jenni würde also hinter die Beobachtung, dass Frankreich sich in den letzten Jahrzehnten eher zu einer zivilgesellschaftlich statt militärisch orientierten Macht entwickelt habe, ein Fragezeichen setzen. Für den Erzähler ist die „*violence française*“ (S. 161, 167) wie ein unsichtbarer „*kannibalischer Maulwurf* “, den er unter seinen Schritten spürt.

Es muss also nicht viel zu bedeuten haben, wenn die Sichtbarkeit des nationalen Militärs in der Öffentlichkeit nur mehr ein fernes Echo in den Auftritten von Veteranenverbänden mit ihren ordensdekorierten alten Kämpfern findet, die ihre Kolonialkämpfe in Übersee ausgefochten haben. Denn Jenni lässt einen seiner Kriegsveteranen sich folgendermaßen äußern, wenn er an das *fremdrassige* Gewimmel der *banlieue* denkt:

> „*Wir werden kolonisiert. Man muss dieses Wort sehr wohl benutzen. Es gehört Mut dazu, denn es passt. Niemand wagt es auszusprechen, aber es beschreibt genau unsere Situation: Wir sind in einer kolonialen Situation und wir sind es, die kolonisiert werden. Das musste so kommen, weil wir zu lange zurückgewichen sind*“ (S. 243).

Über Jenni hinaus ist an eine zentrale Figur der Theorie vom *modernen Krieg* und ihrer Ausbreitung in der westlichen Welt außerhalb Frankreichs zu erinnern: General Paul Aussaresses (*1918). In ihm verkörpert sich, wie die französische Öffentlichkeit sich weigerte, auf das Buch von Marie-Monique Robin zu reagieren. So verband sich mit Aussaresses selbst und seinem Einsatz in Algerien auch dort der Begriff „Todesschwadron“.[37] In seinen seit 2001 geschriebenen Büchern und gegebenen Interviews, auch Marie-Monique Robin gegenüber, spricht er aus, was bisher tabuiert war, aber weiter folgenlos bleibt:

> „*Die Folter wurde toleriert, wenn nicht sogar gefordert. Justizminister François Mitterand hatte im Richter Jean Bérard einen Emissär bei Massu,*[38] *der uns deckte und der umfassendes Wissen dahingehend hatte, was des Nachts geschah*“ (so in „Le Monde“, 3. Mai 2001).

Als die *Liga für Menschenrechte* (*LDH* Toulon) ihn wegen der Rechtfertigung von Kriegsverbrechen anzeigte, weil Verbrechen gegen die Menschlichkeit wie die Folter nicht amnestiert werden könnten, wurde er zwar zunächst zu einer Geldstrafe von 7500 Euro verurteilt, in letzter Instanz aber unter Missachtung des Gebots, Amnestie nicht gelten zu lassen, freigesprochen. Indessen entzog ihm Jacques Chirac in Zusammenhang mit dieser Auseinandersetzung als Staatspräsident 2005 die ihm verliehene „Légion d'honneur“, was Aussaresses sehr traf, sodass er seither darum kämpft, die Auszeichnung wiederzuerlangen. Denn für ihn handelt es sich bei der Mitgliedschaft in der „Légion d'honneur“ um das einzige, was wirklich zähle. Was ihn mit Verdruss erfüllt, ist die Tatsache, dass er nur deshalb, weil er etwas aussprach, worüber seinesgleichen bis dahin geschwiegen hatte, aus deren Kreis öffentlich ausgeschlossen wurde. So gab er in seinem folgenden Buch von 2008 – „*Je n'ai pas tout dit. Ultimes révélations au service de la France*“ – sogar noch mehr preis: wie er nämlich 1977 als Waffenhändler in Bolivien in Kontakt mit Klaus Altmann kam. Er habe wie viele andere gewusst, dass er in Wirklichkeit auf Klaus Barbie traf, den *Gestapo-Henker von Lyon*, der zu jenem Zeitpunkt für die bolivianische Militärdiktatur tätig war. Er übergab ihm das Geld für die Vermittlung der französischen Waffenlieferung an Bolivien. Unbeantwortet lässt er die Frage, wie das von Valéry Giscard D'Estaing geführte Frankreich bereit sein konnte, dass ein solcher Handel

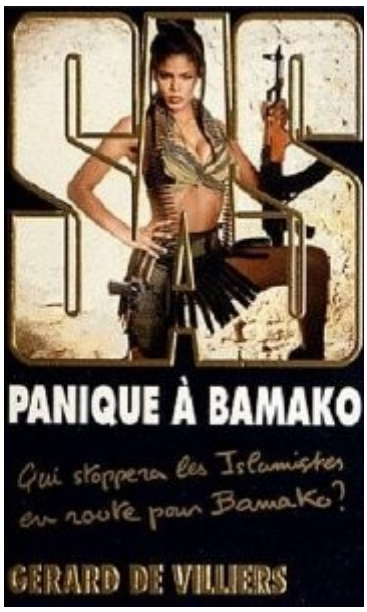
37 Marie-Monique Robin, wie Anm. 2, S. 106.

38 Jacques Massu (1908-2002), französischer General und Oberbefehlshaber der französischen Streitkräfte im Algerienkrieg.

mit einem belasteten ehemaligen Nazi zustande kam,[39] dem dann 1987 doch noch in Lyon der Prozess gemacht wurde.

Aussaresses, der sich immer im Dienste Frankreichs handeln sah, hat davon abgesehen also keinen Grund, sich in seinen letzten Lebensjahren verunsichert zu fühlen oder zu fürchten, dass er wie einer der alt gewordenen argentinischen Generäle noch seinen Richter fände. Inzwischen kann er sich dadurch gerechtfertigt fühlen, wie in der französischen Öffentlichkeit dem von ihm und anderen ehemaligen Algerienkämpfern nach Übersee in die amerikanischen Militärakademien exportierte Konzept des *modernen Krieges* zum ersten Mal mit wirklicher Aufmerksamkeit begegnet wird, inzwischen durch positive US-Militärerfahrungen im letzten Irak-Krieg anders als durch die schließlich scheiternde Militärdiktatur in Argentinien sanktioniert.[40]

Denn es wurde bereits mit Aufmerksamkeit verfolgt, was es in den Vereinigten Staaten neuerdings für ein Interesse an Lartéguys Romanen aus den 1960er Jahren gibt.[41] In Frankreich entsprach dem nach dem ersten großen Publikumserfolg bei Erscheinen 1960 bisher wenig, wurde doch die zuletzt 2004 erfolgende Sammelausgabe der Kriegsromane Lartéguys zu keinem großen Erfolg und ist inzwischen vergriffen. Aber seit 2011 sind „*Les centurions*“ einige Monate nach der von David H. Petraeus motivierten amerikanischen Neuausgabe auch in Frankreich im gleichen Verlag wie die Originalausgabe wieder erhältlich.



Der seit Januar 2013 von Frankreich zum Erhalt des Staates Mali geführte Feldzug gegen das Vordringen von international vernetzten Islamisten dürfte für ein ganz anders gelagertes Interesse in der französischen Öffentlichkeit sorgen, als es mit den am Schluss in Algerien lästig gewordenen französischen Kolonialkriegen möglich war. Denn die französische Öffentlichkeit steht bis jetzt mit großer Mehrheit – auch mit viel Zustimmung von rechts – hinter ihrer sozialistischen Regierung

39 http://www.rue89.com/2008/04/29/tortionnaire-non-repenti-le-general-aussaresses-se-souvient. Dass Barbie 1987 in Lyon der Prozess gemacht werden konnte, steht auf einem anderen Blatt.

40 Vgl. hierzu die Zusammenstellung von Thomas Cantaloube aus dem Jahre 2006: http://www.cantaloube.com/Articles_files/Reportage%20Irak%202.pdf.

41 http://www.slate.fr/story/33521/petraeus-larteguy-centurions-roman-guerre: Die amerikanische Journalistin Sophia Raday über die enge Verbindung zwischen Petraeus und dessen Erfahrungen mit ehemaligen französischen Generälen des Algerienkrieges, die zu einer Änderung der amerikanischen Vorgehensweise im Irak-Krieg führten.

und den für Mali getroffenen Entscheidungen.[42] Gérard de Villiers hat dem mit einer Romanpublikation mit einem weiteren Auftreten seines Serienhelden Malko Linge im Oktober 2012 und einer an der Aktualität des islamistischen Vorrückens von Norden in Richtung Süden orientierten Handlung bereits das Terrain vorbereitet: „*Panique à Bamako: Qui stoppera les Islamistes en route pour Bamako?*“ Es wird künftig nicht mehr so leicht sein, ihn unter „Bahnhofsliteratur“ rubrizierend von der Aufmerksamkeit in den Feuilletons der angesehenen Tageszeitungen auszuschließen. Auch das ein Hinweis für das gestiegene Interesse an belletristischen Darstellungen modernen Kriegsgeschehens, für das ja auch 007-Agent James Bond steht.[43] Für Domenico Losurdo noch eine unerschlossene Sphäre, in der sich den Verästelungen der modernen „*Sprache des Imperiums*“ lohnend folgen ließe.[44]

2.2 *Intermezzo: B. Traven über die Ausbildung in Militärakademien (1940)*

„Der Divisionario (...), Sohn einer alten vornehmen Familie, zur Hälfte italienischer und zur anderen Hälfte französischspanischer Herkunft, hatte die Militärakademie mit Erfolg besucht, wo er alles das lernte, was Heerführer von den Zeiten der Babylonier her bis Wellington getan, gesagt, gelehrt, angeordnet und empfohlen hatten. Durch dieses Studium wurde er allmählich von der gewöhnlichen Rasse von Menschen, den Zivi-Unken, geschieden und den Göttern eine gute Anzahl von Stufen näher gerückt. Diese Wandlung von einem gewöhnlichen Sterblichen zu einem allerhöchsten Vertreter Gottes auf Erden begann, vom ersten Tage seines Eintritts in die Militärakademie an, sich genau nach lang ausgeprobten Regeln zu vollziehen.

Das erste war, dass er sich einer neuen und völlig veränderten Sprache zu bedienen und den Tonfall dieser Sprache so zu ändern hatte, dass, sobald er auch nur seine Kinnladen aufhakte, ein jeder gewöhnliche Mensch sofort erkannte, dass er die Ehre des Vaterlandes verkörpere und von Gott dazu ausersehen sei, ein oder mehrere neue Kapitel der ruhm- und glorreichen Geschichte der Armee hinzuzufügen.

Die Vorbereitung für eine solche hehre Aufgabe kostete freilich Mühe, Opfer, Geduld und harte Arbeit. (…)

Als Capitan, Mayor und Oberst hatte der Divisionario zuweilen Gelegenheit gehabt, Schlachtpläne Hannibals, Alexanders, Attilas und Napoleons auf ihre Brauchbarkeit und Genialität hin zu prüfen gegenüber streikenden Textilarbeitern, aufsässigen Minenarbeitern und Revolten indianischer Kleinbauern.

Es erwies sich in allen diesen Feldzügen, dass die Grundsätze in Strategie und Taktik, wie sie von Hannibal und Napoleon mit Erfolg angewendet worden waren, noch immer ihre volle Gültigkeit hatten und keine Ursache vorlag, sich die Köpfe über neue Theorien zu

42 Vgl. hierzu die ausführliche Darstellung von Thomas Hanke im „Handelsblatt“: http://www.handelsblatt.com/politik/international/mali-darum-fuehrt-frankreich-in-afrika-krieg/7655748.html.
43 Vgl. hierzu http://www.srf.ch/kultur/literatur/gerard-de-villiers-der-mann-dem-die-spione-vertrauen.
44 Domenico Losurdo, *Die Sprache des Imperiums. Ein historisch-philosophischer Leitfaden*, PapyRossa, Köln 2011.

zerbrechen.“[45]

Ob sich daran soviel geändert haben könnte, also die Theorie vom *modernen Krieg* so neu gar nicht ist? Denn was soll so neu sein, dass es „modern“ genannt werden muss, wenn zur Beglaubigung fiktive Briefe von römischen Zenturionen vor der Zeitenwende erfunden werden müssen, und zwar für Fallschirmjäger, für die es Einheiten erst seit dem Zweiten Weltkrieg gibt? Oder es eines österreichischen Prinzen wie Malko Linge, *S.A.S. = Son Altesse Sérénissime = Seine Durchlaucht*, bedarf, der zum Erhalt seines Schlosses ab und zu für die CIA arbeiten muss? Oder dass *moderne* Soldaten nicht mehr darauf achten, dass sie rasiert sind, wenn es in den Kampf geht?

Fast wirkt es zuweilen so, als seien auf militärischer Ebene im 20. und 21. Jahrhundert noch Klassenkämpfe zwischen einstmals noch vorwiegend adeligem und auf elitären Kriegsakademien ausgebildetem Offizierskorps und Mannschaften auszutragen, indem die Mannschaften den hochnäsigen, aber eigentlich unfähigen Generalstäblern erst beizubringen hätten, worauf man sich beim Kriegführen in der schmutzigen Wirklichkeit einlassen muss ... Der *moderne Krieg* also nichts weiter als eine demokratische Gleichmacherei unter *richtigen* Männern mit Dreitagebart und der Lizenz zum Töten, ohne dass ein Befehl erteilt würde? Auf die Idee muss man kommen, wenn man sich eine der Zenturio-Hauptfiguren Lartéguys vergegenwärtigt, nämlich Philippe Esclavier, zu dessen Ausrüstung in Indochina auch ein Dolch und ein Western-Colt mit Drehtrommel gehören. Überhaupt: Warum spielt Belletristik für einen Heerführer wie General David H. Petraeus oder die argentinischen Generäle eine so überragende Rolle?

2.3 *Roger Trinquiers moderner Krieg (1961), weitergedacht (2008)*

Es braucht nicht zu verwundern, dass im französischen Militär mit anders gelagerter Schwerpunktsetzung über die derzeitigen Krisen, in denen ein militärisches Eingreifen, unter welchen Vorzeichen auch immer, stattfindet, nachgedacht wurde/wird. Dabei kommt dem Konzept des *modernen Krieges* ein über die einstigen nationalen Kolonialkriege hinausgehendes Interesse zu.[46] Das „Centre de doctrine d'emploi des forces (CDEF)“ – *Zentrum für die Lehre vom Einsatz der Streitkräfte* – ist dabei, der französischen Öffentlichkeit einen Teil der offiziellen Doktrin zum Einsatz der Landstreitkräfte zur Verfügung zu stellen. Dazu gehörte 2008 auch ein fiktives Interview mit Roger Trinquier (1908-1986) über neue Perspektiven des *modernen Krieges*.[47]

„Roger Trinquier: Meine Schriften, Früchte einer vergangenen Epoche von Kolonialkriegen, rufen bei reformierten Landstreitkräften eine bemerkenswerte Begeisterung hervor.

CDEF: Die gegenwärtigen Einsätze der Armee stellen sich auf eine Rückkehr des Krieges

45 B. Traven, *Ein General kommt aus dem Dschungel* (Kapitel 13).

46 Davon unberührt bleibt die Frage, wie das französische Militär selbst inzwischen den Export der „französischen Doktrin“ seit Ende der 1950er Jahre nach Amerika und besonders nach Argentinien einschätzt. Es wird sich zu diesen Vorgängen noch einige Zeit bedeckt halten, zumal ja Marie-Monique Robin auch nur die inzwischen aus dem Militärdienst ausgeschiedenen Offiziere befragen konnte.

47 http://www.cdef.terre.defense.gouv.fr/publications/doctrine/doctrine15/version_fr/publication_off/art01.pdf. Verfasser ist Hauptmann Philippe Coste vom CDEF. (Übersetzung von F. H. Inzwischen nur mehr in englischer Version zugänglich: http://www.cdef.terre.defense.gouv.fr/content/download/3557/53473/file/Doctrine15us.pdf) – In Kapitel 3.3 wird auf das von Petraeus und Amos 2006 in Kraft gesetzte Feldhandbuch „*Field Manual 3-24 Counterinsurgency*“ eingegangen, um zu zeigen, was es für Überschneidungen mit dem hier vorgelegten französischen Papier gibt.

in den Schoß der Zivilbevölkerungen angesichts einer asymmetrischen Bedrohung ein. Diese Einsatzbedingungen kannten Sie von jeher beim Kampf gegen Piraten an der chinesisch-vietnamesischen Grenze, beim Einsatz in Algerien, nachdem Sie im Indochinakrieg eine außergewöhnliche Erfahrung gemacht hatten, die Sie das Kommando über reguläre einheimische Truppen übernehmen ließ. Alle diese Konflikte waren gekennzeichnet durch ihre Regellosigkeit, die besonders auf feindlichem Terrain spürbar wurde und die Zivilbevölkerung einschloss. Deshalb bedauerten Sie es, dass die Doktrin einen wesentlichen Faktor der Kriegführung unberücksichtigt ließ, nämlich den Einwohner. So schrieben Sie: '*Das Schlachtfeld von heute ist nicht mehr leer und hat keine Grenze mehr […] Der Einwohner ist bei sich zu Hause im Zentrum des Konflikts*.'

Roger Trinquier: Tatsächlich habe ich geschrieben, dass die Bevölkerung der Einsatz des Kampfes ist, gleicherweise aber der Feind nicht nur aus einigen bewaffneten Banden besteht, die sich aufs Schlachtfeld begeben, sondern auch aus einer Organisation, die ihn ernährt, ihn informiert und mit moralischer Unterstützung versieht. Wegen dieser beiden Bedrohungsaspekte empfehle ich gleichzeitig einen direkten Einfluss auf die Bevölkerung wie auch den Kampf gegen die feindlichen Kräfte.

CDEF: Ihrer Meinung nach muss das Vorgehen gegenüber der Zivilbevölkerung darauf beruhen, dass umfangreiche Polizeimaßnahmen ergriffen werden, die psychologisch und sozial flankiert werden müssen, damit die Bevölkerung genügend materielle und moralische Hilfe bei der Normalisierung erhält. Ein derartiges Prinzip ist zwingend für den Imperativ der Sicherung des Handlungsschauplatzes; es stellt den entscheidenden Aspekt der Stabilisierungsphase dar, die sowohl den Kampf gegen die Rebellen wie auch die Übergangsphase zur Normalisierung gewährleistet. Ihr Einsatz besteht also im Gewinnen der Bevölkerung, weshalb vor allem anderen sie zu schützen ist, indem ihr Verteidigungsmittel zur Verfügung gestellt werden und Organismen geschaffen werden, die es erlauben, den Feind aufzuspüren. Ihr Ziel ist also, im Schoß der Bevölkerung selbst die feindlichen Organismen auszurotten, die sie infiltriert haben. Das läuft über die Organisation und Kontrolle genau dieser Bevölkerung ab, in der ein Nachrichtendienst eingerichtet wird, der sich auf sie stützt, denn sie allein kennt die gegnerischen Basiselemente.[48]

Roger Trinquier: Mein moderner Krieg ist trotzdem einer des reformierten revolutionären Konfrontationskrieges. Worin sollte die Aktualität der subversiven Konfrontation bestehen?

CDEF: Sie haben eine neue Kriegsform beschrieben, die sich von den vorangegangenen

48 Bis in die Gegenwart heißt Einrichten eines Nachrichtendienstes zur Organisation und Kontrolle der Bevölkerung dort, wo die französische Doktrin im modernen Krieg befolgt wird, dass zum Gewinnen von Nachrichten/Informationen systematisch die Folter eingesetzt wird. Das wird vom CDEF so natürlich nicht ausgedrückt! - M.-M. Robin fasste das 2005 für die Zeitschrift „Rouge“ (nº 2124, 8.9.2005) noch einmal so zusammen: „*Die Folter ist die absolute Waffe im 'modernen Krieg', so wie es Hauptmann Trinquier in seinem Buch schreibt, das zur Bibel der nord- und südamerikanischen Militärakademien, aber auch von Israel wird. Wer 'Folter' sagt, sagt auch 'Todesschwadron' und 'Verschwinden', wie es mir General Aussaresses erklärt. An der Kriegsschule in Paris wird die Doktrin zur Theorie entwickelt und in der Schlacht um Algier ausprobiert: Mit Sondervollmachten und vor allem mit Polizeirechten ausgestattet, können die Militärs endlich den Krieg so führen, wie sie ihn verstehen, indem sie das Kriegsrecht verletzen. Trinquier rechtfertigt diesen Ausnahmezustand, indem er sich darauf beruft, dass der 'Terrorist' die Gesetze des Krieges nicht respektiere und dass es deshalb nicht angehe, auf ihn die Genfer Konventionen anzuwenden. Das ist die gleiche Überlegung, die heute am Ursprung von Guantánamo steht*“ (http://orta.dynalias.org/archivesrouge/article-rouge?id=1448).

in der Weise unterscheidet, dass '*der Sieg nicht nur vom Zusammenstoß zweier Armeen auf dem Schlachtfeld erwartet wird […]. Der Krieg ist jetzt ein Gefüge vielfältiger Natur, […] der Angreifer bemüht sich, die Spannungen des angegriffenen Landes auszubeuten, die politischen, ideologischen, religiösen und wirtschaftlichen Gegensätze, die von tiefem Einfluss auf die zu erobernden Bevölkerungen sind*'. Eine solche Beschreibung bezieht sich auf die Stabilisierungsphase, wenn die regulären Streitkräfte auf eine Organisation stoßen, die alle asymmetrischen Hebel in Bewegung setzt, um sie in Verruf zu bringen und ihren Einfluss zu umgehen. Sie fügen hinzu, dass '*die klassischen Streitkräfte nicht mehr die Rolle spielen, die ihnen einst zukam*', und illustrieren damit, was das CDEF als globale Handlungsweise definiert hat, indem eine militärische Operationslinie in eine echte Globalstrategie gegen einen Aufstand integriert wird. Bevor der bewaffnete Widerstand zu einer tatsächlichen Macht wird, ist es der Terrorismus – Hauptwaffe im modernen Krieg –, mit dem die regulären Streitkräfte konfrontiert sind: Da das Ziel der modernen Kriegführung das Gewinnen der Bevölkerung ist, ist der Terrorismus als Waffe besonders zu beachten, da er direkt den Einwohner ins Visier nimmt. '*Terrorismus in den Städten, Guerilla auf dem Land: so beginnen Kriege.*'

Roger Trinquier: Der Terrorismus bereitet der Guerilla den Weg. Deren Ziel besteht nicht darin, lokale Erfolge zu erreichen, sondern darin, ein Klima der Verunsicherung zu schaffen, um die regulären Kräfte zu zwingen, sich in Gebiete zurückzuziehen, die sich verteidigen lassen, und den Rest des Terrains der Kontrolle der Aufständischen zu überlassen.

CDEF: Sie widerlegen den Gedanken, dass unsere materielle Übermacht vernachlässigt werde, wenn wir gegen die Guerilla deren eigene Waffen einsetzen. Auf diese Verwirrung führen Sie es zurück, dass es in der Vergangenheit zu Niederlagen kam. Ihrer Meinung nach ist die Unterstützung der Bevölkerung für den Rebellen die Hauptsache, denn sie verhindert, dass man ihn überrasche, was ein wesentlicher Faktor im Kampf ist. Diese Unterstützung muss ihm entzogen werden. Gelingt das nicht, kommen die gewohnten Vorgehensweisen der Patrouillen, Hinterhalte und groß angelegter Operationen nur selten zu den veranschlagten Ergebnissen.

Roger Trinquier: Unserer Armee – eingesperrt in ihre Ausbildung und Tradition – ist es nicht gelungen, sich an eine Kriegsform anzupassen, die die Militärakademien nicht lehren. Deshalb empfehle ich eine komplette Bestandsaufnahme ihrer Mittel, damit sie an die zwei Schwachpunkte herangehen kann, von denen der Aufständische völlig abhängt: das Gelände, das er sich ausgesucht hat, und die Unterstützung der Bevölkerung.

CDEF: Zu diesem Zweck preisen Sie in Ihrem Werk drei einfache Dinge an: die Rebellen von der Bevölkerung abzuschneiden, die sie stützt, die Widerstandszonen unhaltbar zu machen und in der Zeit zu handeln. Sie stellen ebenfalls fest, dass der Sieg die völlige Zerstörung der feindlichen Organisation verlangt und dass deren verletzlichster Teil in den Städten liege. Ihre Vorgehensweise besteht also darin, dass in Polizeioperationen die politisch-militärische Organisation im gesamten bewohnten Land zerschlagen werde und dass während der Befriedung ein Abschreckungsdruck ähnlich einem sich ausbreitenden Ölfleck ausgeübt wird, damit die Banden in Zufluchtszonen zurückgedrängt werden, indem das bewohnte Gebiet besetzt wird. Die Besetzung impliziert gleichzeitig eine echte Organi-

sation und Kontrolle der Bevölkerung, die nötigenfalls zu ihrer zwangsläufigen Umgliederung führen kann. Die Führung der Operationen beruht auf der Einrichtung eines Verteidigungssystems und eines Nachrichtendienstes mit Hilfe der Kartierung. Der Angriff der bewaffneten Organisation auf die Zufluchtsgebiete erfolgt dann gegenüber Banden, die nur noch über ihre einzigen Ressourcen verfügen. In diesem Augenblick muss sich die Macht der regulären Truppen darin äußern, dass sie schnell handeln. Die Anpassung der Mittel, die Sie empfehlen, läuft über die Spezialisierung der Truppen: sektorbezogen auf die Kartierung der Polizeioperationen, auf die Zwischenräume bezogen auf den Schutz und auf die allgemeine Reserve bezogen auf die Zerstörung. Sie bestreiten indessen die strategische Rolle der 'kleinen Schritte', denn '*der Kampf gegen eine Guerilla ist kein Kampf von Leutnants und Hauptmännern. […] Die Wichtigkeit der Truppengröße, die Weite des Gebietes, die Notwendigkeit, ganz verschiedene Handlungsweisen für weite Räume eng zu koordinieren, die gegenüber den Bevölkerungen zu ergreifenden politisch-militärischen Maßnahmen, die notwendigerweise enge Zusammenarbeit mit den verschiedenen Zweigen der Zivilverwaltung, die wir wieder einzusetzen haben, verlangen, dass die Operationen einem genau strukturierten Plan folgen, der auf einer hohen Befehlsebene ausgearbeitet sein muss*'.

Roger Trinquier: Vor allem aber spielen sich die Kriegsoperationen, besonders die städtischen Polizeioperationen, mitten in der Bevölkerung ab. Die psychologische Vorgehensweise ist also wesentlich.

CDEF: Sie unterstreichen die Notwendigkeit, dass die Kriegführungsziele unserer Truppen bekannt gemacht werden, aber die Auswirkungen der psychologischen Vorgehensweise bleiben eingeschränkt, solange die Organisation, die die Bevölkerung infiltriert, über die Mittel verfügt, sie zu terrorisieren. Die bereits skizzierte Organisation der Bevölkerung kann Ihrer Meinung nach die beabsichtigten Ziele erst dann vervollständigen, wenn die Bevölkerung genügend stabilisiert ist. Deshalb sind breite und großzügige soziale Handlungsweisen zur Flankierung gefordert.

Roger Trinquier: Um abzuschließen: Ich wies bereits bei der Abfassung von *Der moderne Krieg* darauf hin, dass wir an einer großen Entwicklungswende der Kriegsformen stehen. Die fortschreitende Macht der Bewaffnung entfernte die Kombattanten voneinander, jetzt bringt sie sie plötzlich wieder nahe zueinander. Sie werden neuerlich auf einem begrenzten Gefechtsfeld aufeinandertreffen, und der Krieg wird aus einer Aneinanderreihung einer Vielzahl kleiner Handlungen bestehen. Auf die Macht einer blinden Bewaffnung werden die Intelligenz und die mit physischer Brutalität liierte List folgen. Damit stellt sich uns ein Problem: Werden wir im *modernen Krieg* alle Mittel einsetzen, um zu siegen? Wie es darum immer bestellt sein mag, so bleibt der Krieg im Schoße der Bevölkerungen selbst gewiss eines der delikatesten und komplexesten Probleme, das je einer Armee gestellt wurde.“[49]

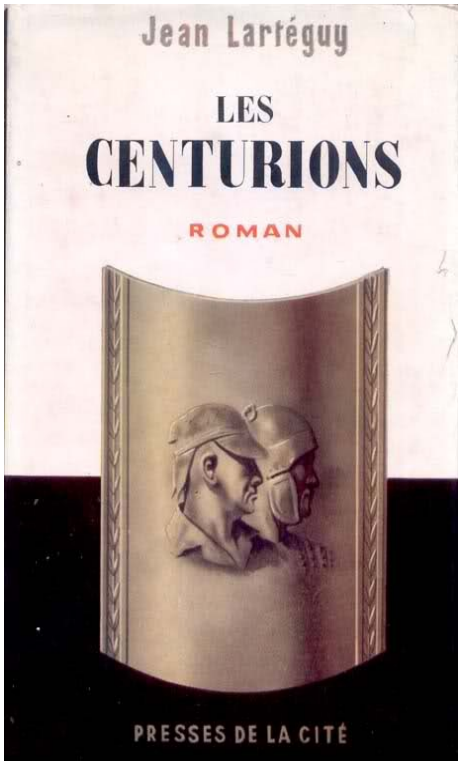
Das, was sich am schnellsten über das hier Dargestellte sagen lässt, ist, dass man wahrscheinlich kaum anders in die Öffentlichkeit einer mehr oder weniger an Menschenrechten orientierten westlichen Zivilgesellschaft treten kann, wenn die Belange des Militärs auf zivilgesellschaftliche Zustim-

49 Übersetzung von F. H.

mung angewiesen sind. Schnell dürfte sich auch die Frage stellen, wer ein solch ausdifferenziertes Konzept und seine Umsetzung denn nun bezahlen soll, wenn in den heimischen Gesellschaften der Sparzwang angesichts nicht mehr zu verantwortender Ausgaben und der durch sie verursachten Schuldenberge sich am Horizont abzeichnende Staatsbankrotte verhindern soll. Da muss nach Vorgaben professioneller PR-Arbeit auch noch dem Krieg ein Platz eingeräumt werden, wenn es auch heißt, dass moderne Armeen zu seiner Verhinderung oder Eindämmung aufgestellt werden. Denn aus den einstigen Kriegsministerien sind längst Verteidigungsministerien mit entsprechenden Ministern geworden.

Der Tod im Kampf/Krieg als letztendlich zu zahlender Preis ist hier in die vielsagende Formulierung der „*mit physischer Brutalität liierten List*“ eingehüllt, die systematische Folter zum Gewinnen von Informationen darüber, wer der Feind ist und wann er sich wo aufhält, in die Feststellung, dass in der Bevölkerung ein „Nachrichtendienst“ einzurichten sei. Da waren die argentinischen Generäle Videla oder Saint-Jean 1975 und 1977 um erhebliche Nuancen deutlicher in ihrer Ausdrucksweise, was aber wegen der damaligen zivilgesellschaftlichen Labilität bei fortdauerndem Ansehen des Militärs offenbar ohne große Bedenken bezüglich der Todesankündigungen leicht über die Lippen gehen konnte. Angesichts des hier vorgelegten Textes des CDEF, mit gutem Willen abgefasst, aber so verklausuliert, wie das massenhafte Sterben von „Nutztieren“ in den ausgelagerten Schlachthöfen bei gleichbleibend hohem Fleischkonsum unsichtbar geworden ist, dürften Leser, die sich ein Bild von den aktuellen Schlachtfeldern machen wollen, schon in den Tageszeitungen oder im Fernsehen mehr Einblick in tatsächliches Kriegsgeschehen erhalten. Deshalb hat der Belletristik oder Kinofilmen angesichts des Weltgeschehens längst noch nicht die Stunde geschlagen, weil in ihnen anschaulicher nachzuvollziehen ist, was mit den Menschen geschieht, als das aus dieser offiziellen Verlautbarung des CDEF abgelesen werden kann.

3 Französische „Zenturionen“ in Indochina und Algerien (nach Jean Lartéguy)



Umschlagbild der Originalausgabe von 1960: Im Vordergrund ein französischer Fallschirmspringer mit der für den Algerienkrieg typischen Kopfbedeckung, dahinter ein römischer Zenturio

„Zenturionen“ der Schlacht von Algier (1957), hier mit rotem Fallschirmjägerbarett: Bigeard, Massu, Trinquier, Léger

3.1 *Jean Lartéguy: „Les centurions“ (1960)*

3.1.1 *Über den Autor und seinen Ruf*

Jean Lartéguy (*1920, † 2011), mit wirklichem Namen Lucien Osty, wächst im Lozère (Cevennen) in einer armen Familie auf. 1939 wird er freiwillig Soldat und schließt sich nach der Niederlage Frankreichs und der Besetzung des Landes durch die Deutschen 1942 den *Forces françaises libres* an. Zwischen 1943 und 1946 dient er in Kommandos in Afrika. Er macht später in Frankreich seine geisteswissenschaftliche *licence*[50] und kämpft 1950 als Leutnant in einem französischen Bataillon im Koreakrieg. Er wird verletzt und kehrt nach seiner Konvaleszenz als Korrespondent in den Koreakrieg zurück. Später berichtet er auch aus dem Indochinakrieg, wofür er 1955 den angesehenen Preis *Albert Londres* erhält. Er wird Ritter der Ehrenlegion und erhält etliche Kriegsauszeichnungen. Bis 1975 arbeitet er für *Paris-Presse* und *Paris Match*, vor allem als Kriegsreporter. 1960 veröffentlicht er mit „*Les centurions*“ seinen ersten Erfolgsroman mit hoher Auflage, der 1966 verfilmt wird. Der nächste Roman „*Les mercenaires*“ (1963) verkauft sich mit 700 000 Exemplaren, nachdem er bereits 1954 unter anderem Titel erfolglos geblieben war. Sein weiteres schriftstellerisches Werk umfasst etwa 50 Titel, erreicht aber ein immer kleiner werdendes Publikum. Als 2004 in einem Sammelband seine fünf Kriegsromane – „*Récits de guerre*“ – erscheinen, sollen nur 2000 Exemplare des 1411 Seiten starken Bandes verkauft worden sein, so dass das Buch vom Buchmarkt wieder verschwunden ist. Inzwischen ist jedoch der Roman „*Les centurions*“ seit 2011 als Einzelband neu aufgelegt, nachdem das Buch von den USA her an neuer Aufmerksamkeit gewonnen hat. Auch ein ganz früher Roman hat 2012 neue Aufmerksamkeit auf sich gezogen und 2012 posthum den Literaturpreis *Prix Wartburg de Littérature* erhalten: „*La ville étranglée*“ (1955), wo Lartéguy das Schicksal von Hanoi und – wie später noch einmal in „*Les centurions*“ – das Ende des Indochinakrieges schildert.

Trotzdem wird es das Werk Lartéguys schwer haben, einen Platz in der französischen Literaturgeschichte zu finden. Das dürfte daran liegen, dass der Prozess der Dekolonisation mit seinen ungeliebten verlorenen Kriegen, in dem sein Werk thematisch angesiedelt ist, in der französischen Gesellschaft noch nicht mit dem Abstand behandelt werden kann, wie das Alexis Jenni mit „*L'art français de la guerre*“ 2011 gelungen ist.[51] Tendenziell bleibt es nach wie vor der sogenannten Bahnhofsliteratur zugeschrieben, wie einer literaturwissenschaftlichen Arbeit von 2006 entnommen werden kann, deren Verfasser nicht ohne Verunglimpfung auskommt. Da schreibt Francis Arzalier, dass er Lartéguy für einen entscheidenden Wegbereiter des „négationnisme colonial“ hält – eine mancherorts fortbestehende Haltung, in der das französische Kolonisationswerk ohne Kritik glorifiziert wird. Er stellt ihn in die Tradition eines Eugène Sue und seiner für den breiten Publikumsgeschmack geschriebenen Romane über die Pariser Unterwelt im 19. Jahrhundert. Lartéguys Romanhandlungen bestünden aus willkürlichen Umschwüngen, seien dabei hart an der Aktualität orientiert, mit nachrichtendienstlichen Enthüllungen versehen und mit erotischen Szenen gewürzt. Hinzu käme zum Beispiel eine rassistische Deutung der Dekolonisierung des Kongo und seiner Bevölkerung im Gegensatz zu einer heldischen Darstellung weißer Söldner, wie sie im Roman „*Les chimères noires*“ (1963) durchschlage. Da finde sich der Faden weitergesponnen, mit dem Gérard

50 Entspricht dem deutschen Staatsexamen für den höheren Schuldienst.
51 Vgl. www.himmlers-heinrich.de/eroberung.pdf, S. 82-99.

de Villiers seit Jahrzehnten seine Leser unterhalte.[52]

Auf dem Umschlag des 1963 erschienenen Romans „*Les mercenaires*“ ist eine Aussage von Lartéguy abgedruckt:

> „*Die Söldner, denen ich begegnete und deren Leben ich zuweilen teilte, kämpfen zwischen zwanzig und dreißig Jahren, um die Welt neu zu gestalten. Bis sie vierzig sind, kämpfen sie für ihre Träume und das Bild, das sie für sich selbst erfunden haben. Wenn sie sich nicht haben töten lassen, kehren sie dann in das normale Leben zurück; sie leben aber schlecht, da sie keinen Rentenanspruch haben, und sie sterben in ihren Betten an einem Schlaganfall oder einer Leberzirrhose. Niemals interessiert sie das Geld, selten der Ruhm, und sie erinnern sich nur sehr selten an die Meinung, die sich ihre Zeitgenossen über sie bilden. Darin unterscheiden sie sich von den anderen Menschen.*“

Vielleicht liegt es an der von ihm ausgedrückten sympathisierenden Nähe zu europäischen Kolonialsoldaten und Söldnern, die in der Regel mit einem Mandat ihres oder eines anderen Mutterlandes operier(t)en, in der Mehrzahl Freiwillige und damit auch Fremdenlegionäre in ihren Reihen zählen und wegen ihrer meist heiklen Einsätze in Vorgänge verstrickt sein können, die vom europäisch geprägten Kriegsrecht nicht gedeckt sind. Handelt es sich zudem noch um Fallschirmjägereinheiten, wie sie in „*Les centurions*“ auftreten und die zum ersten Mal großflächig im Zweiten Weltkrieg eingesetzt wurden, werden Skepsis, wenn nicht sogar mehrheitlich Ablehnung in der Zivilbevölkerung eher überwiegen, wie schwer abschätzbar Stimmungslagen und Umstände im Einzelfall auch sein mögen.[53] Diesem Ungewissen muss im Selbstbild der Fallschirmjäger begegnet werden. So heißt es bei Wikipedia unter der Abschnittsüberschrift „*Tradition und Korpsgeist*“ im Artikel „*Fallschirmjäger*“:

> „*Der Fallschirmsprung verlangt vom Soldaten ein hohes Maß an physischer und psychischer Leistungsfähigkeit, da der Absprung aus Luftfahrzeugen verbunden mit dem infanteristischen Einsatz eine erhebliche körperliche Belastung darstellt. Freiwilligenanteil und Leistungsbereitschaft sind oft überdurchschnittlich hoch. In der Bundeswehr, wie auch in den meisten anderen Armeen der Welt, ist für die eigentliche Sprungausbildung die freiwillige Meldung (fallschirmsprungwillig) notwendig. Dies prägt den Korpsgeist der meisten Fallschirmjägereinheiten nachhaltig. Aus diesem Grund haben Fallschirmjäger in allen Armeen der Welt ein elitäres Selbstbild und hohen Korpsgeist. Dabei werden Fallschirmjägereinheiten als Eliteverbände der jeweiligen Streitkräfte angesehen. Wie kaum eine andere Truppengattung üben die Fallschirmjäger seit jeher im inter- und multinationalen Rahmen. So sind die deutsch-französischen 'Kolibri'-Luftlandeübungen seit den 1950er-Jahren wahrscheinlich die ersten internationalen Großmanöver überhaupt gewesen, an dem die junge Bundeswehr teilnahm. Nahezu alle Fallschirmjäger weltweit tragen das bordeauxfarbene Barett als Zeichen ihres Status. Der Legende nach färbte sich das ursprünglich grüne Barett eines englischen Fallschirmjägers nach einer harten Landung mit einhergehender blutender Kopfverletzung rot. Seitdem gilt das bordeauxrote Barett als Symbol für die besonderen Gefahren, denen die Fallschirmjäger be-*

52 Francis Arzalier, «*Le négationnisme colonial, de l'Université à la littérature de gare*», *Cahiers d'histoire. Revue d'histoire critique* [En ligne], 99 | 2006, mis en ligne le 01 avril 2009, consulté le 20 mars 2013. URL: http://chrhc.revues.org/1273

53 Vgl. S. 77 u. 248 in: Jean Lartéguy, *Les centurions*, Presses de la Cité, Paris 1960. Auf diese Ausgabe wird durchweg Bezug genommen.

gegnen.“

Zeigt ein Schriftsteller eine zu große Affinität zu diesem aus der westlichen Zivilgesellschaft seit den Weltkriegen immer mehr ausgegrenzten und verbannten Bereich, so färbt das leicht auf ihn ab, wie sehr das Ausgegrenzte trotzdem ja im Verantwortungsbereich der parlamentarisch organisierten Zivilgesellschaft steht. Das dürfte Jean Lartéguy so widerfahren sein, wie es ja auch im Leitmotiv des angeblichen Zenturionenbriefes aus der Zeit vor Christi Geburt anklingt und wie es französische Kriegsveteranen angesichts ihrer Beileidskundgabe für Jean Lartéguy 2011 trotzig weiter pflegen.

Es stellt sich aber die Frage, ob seinen Büchern mit ihrem Erfolg in der transatlantischen Soldatenausbildung, zumal bei den Akteuren der argentinischen Militärdiktatur oder auch in der vom US-Militär im Vietnamkrieg durchgeführten „Operation Phönix“ usw., bisher ein gleiches Schicksal beschieden war wie dem als Antikriegsfilm konzipierten Film „*Die Schlacht um Algier*“ von 1966, nämlich gegen den Strich der ursprünglichen Autorenabsicht gelesen oder gesehen worden zu sein. Denn so viel sei hier bereits gesagt: Sicher hat man es bei Lartéguy nicht mit einem Schriftsteller wie Erich Maria Remarque zu tun; aber seine Romane verherrlichen nichts, weder den Kolonialismus noch die von den Mutterländern ausgehenden Auflagen, gegen die aufstrebenden antikolonialen nationalen Unabhängigkeitsbewegungen mit allen Mitteln vorzugehen. Vielmehr liegt ihm daran, zu schildern, was mit den Menschen geschieht, die im Namen der Mutterländer nicht nur um ihr Leben, sondern durch das, was sie tun, auch um sich selbst gebracht werden können, weil bestimmte Konfliktfälle zu ihrer Lösung unter Missachtung ihres Selbstwertgefühls Schlimmes von ihnen verlangen und sie sich selbst und ihren Grundsätzen gegenüber immer wieder untreu werden und sich in der Regel selbst oder mit der Hilfe von anderen wieder ins verlorene Gleichgewicht bringen müssen. Lartéguy hätte im Unterschied zu Roger Trinquier sicher kein Handbuch über das Führen *moderner Kriege* schreiben können oder wollen. Dazu steht er mit viel zu großer Überzeugung auf Seiten des *kriegerischen* Individuums als eines mit sich selbst ringenden Einzelnen. So würde es niemanden zu erstaunen brauchen, wenn man erführe, dass Alexis Jenni als Vorlage für seine Hauptgestalt Victorien Salagnon an einer ebenfalls künstlerisch veranlagten Figur wie dem schriftstellernden Journalisten Jean Lartéguy Maß genommen hätte.

3.1.2 *Die Romanhandlung*

Überblick

Historischer Hintergrund: Indochina war 1887 französische Kolonie geworden und bildete neben den Besitzungen in Afrika, vor allem mit Algerien – 1830 erobert und 1848 teilweise ins Mutterland in Gestalt von Departements integriert –, das zweite Zentrum des nach England zweitgrößten Kolonialimperiums der westlichen Welt.[54] Zwischen den Weltkriegen hatten sich schon Unabhängigkeitsbestrebungen bemerkbar gemacht. Sie verkörperten sich in Ho Chi Minh seit 1930. Nachdem die Japaner mit der Absicht, auf dem asiatischen Festland Kolonialmacht zu werden, 1940/41 einmarschiert waren und die Franzosen verdrängt hatten, konnte Frankreich mit einem Expeditionskorps 1945/46 Indochina zurückerobern. Das führte zum Indochinakrieg, da nationale vietnamesi-

54 Bei dieser Beschreibung bleibt unberücksichtigt, dass Russland bis in die Gegenwart im Prozess von Grenzkolo-nisation das flächenmäßig größte kontinentale Kolonialimperium geschaffen hat.

sche Kräfte unter Führung der Kommunisten die „Demokratische Republik Vietnam“ ausgerufen hatten.

Der dreiteilige Roman beginnt in Indochina zum Zeitpunkt der demütigenden französischen Niederlage von Dien Bien Phu und dem Sieg der national-kommunistischen Vietminh am 7. Mai 1954 und mit den in Gefangenschaft geratenen und in einem Lager mit dem Zweck kommunistischer Indoktrination und Umerziehung festgehaltenen Soldaten. Es treten bereits alle Gestalten auf, die die etwa drei Jahre umspannende Handlung bis zum Ende tragen.

In einem Zwischenteil geht es um eine Ruhe- und Entspannungsphase für die aus dem Gefangenenlager der Vietminh freigelassenen Soldaten in Frankreich, nachdem die Konfliktparteien in Genf einen Waffenstillstand vereinbart haben. Oberstleutnant Raspéguy, der bereits in Indochina als *„großer Fallschirmjäger“* gilt (S. 14), sich jedoch in Dien Bien Phu vom Generalstab im Rahmen einer von ihm für falsch gehaltenen Taktik missbraucht und sich gegenüber jedem Einzelnen der von ihm geführten Soldaten verantwortlich fühlt (S. 48), erhält, zum Oberst befördert, einen neuen Auftrag zum Einsatz im Algerienkrieg. Aus den Soldaten, die er in Indochina kennen und schätzen gelernt hat und die alle in ihrer Heimat Anpassungsschwierigkeiten haben, stellt er auf Anordnung des für ihn zuständigen Generals die Führungsgruppe eines Regiments von Fallschirmjägern zusammen: Glatigny, Boisfeuras, Esclavier, Pinières, Marindelle und Merle; als Arzt begleitet sie wie schon in Indochina der Schwarzafrikaner Dia.

Die Handlung setzt sich dann in Algerien fort und endet im Frühjahr 1957 nach dem ersten Abschnitt der von den Fallschirmjägern Raspéguys siegreich geführten *Schlacht um Algier* gegen die nationale algerische Befreiungsfront (*FLN = Front de Libération Nationale*).

Erster Teil: Lager Nr. 1

Die Gefangengenommenen von Dien Bien Phu sind mit auf dem Rücken gefesselten Händen hintereinander angebunden und werden von ihren Vietminh-Wächtern zur Eile angetrieben, während die Sieger auf Ho Chi Minh Hochrufe auf ein tausendjähriges Leben ausbringen. Sie sollen in tagelangen Märschen in ein fern gelegenes Gefangenenlager geführt werden. Boisfeuras, der in China geboren ist und wie ein Eurasier aussieht, gehört zu den französischen Gefangenen, obwohl er kein Mitglied der eigentlichen Truppe ist, sondern im Namen von Paris geheimdienstliche Aufgaben an der chinesischen Grenze ausführte, um den antikommunistischen Widerstand zu fördern. Er ist der Überzeugung, dass dem herkömmlichen Heldentum die Stunde geschlagen habe und die neuen Armeen ohne Federschmuck und Musik auskommen müssen. In erster Linie hätten sie effektiv zu sein. Deshalb habe ihm nichts daran gelegen, die Gefangenschaft zu vermeiden (S. 17). Auf diese Weise vertraut er sich Hauptmann Glatigny an, einem dem Generalstab zugeordneten adeligen Offizier, der sich aber in einfacherer Gesellschaft wohler fühlt. Glatigny hat mit der Niederlage den Eindruck, sich von der griechisch-lateinisch-christlichen Zivilisation verabschieden zu müssen (S. 21). Dabei ist er Abkömmling einer der großen Militärdynastien des Okzidents, die seit dem Mittelalter ihre Kriegsdienste unter welcher Herrschaft auch immer leistet. Anders als 1945, als er nach der Niederlage der Deutschen einem bei Karlsruhe besiegten Major auf Augenhöhe die Hand schüttelte, als er ihn ins Gefangenenlager begleitete und zwischen ihnen sogar eine Freundschaft möglich gewesen wäre (S. 24), fühlt er sich jetzt auf die Stufe eines zivilrechtlich Verurteilten herabgesetzt.

Die Gegner erscheinen ihm wie Termiten-Soldaten:

> *„All diese Termiten schienen voneinander ununterscheidbar. Auf ihren Gesichtern drückte sich nichts aus. Nicht einmal eines jener elementaren Gefühle, die oft die Gleichgültigkeit asiatischer Gesichtszüge durchbrechen: die Angst, die Zufriedenheit, der Hass oder der Zorn. Nichts. Eine gleiche Verbissenheit trieb sie zu einem gemeinsamen, geheimnisvollen Ziel, das jenseits der aktuellen Schlacht liegen musste. Dieses Wimmeln geschlechtsloser Insekten kam ihm ferngesteuert vor, als ob sich in den Tiefen dieser verschlossenen Welt eine monströse Königin befände, eine Art zentrales Gehirn als kollektives Bewusstsein der Termiten*“ (S. 24).

Wie Boisfeuras wird er jedoch neugierig darauf, zu verstehen und zu durchschauen, was diese Menschen antreibt. Gelegenheit dazu bekommt er, als ein Vietminh ihn über seine Rolle in Dien Bien Phu verhören will. Er unterstellt Glatigny, für die Interessen der großen Kolonisten und der Bankiers von Saigon in den Krieg gezogen zu sein. Glatigny kämpfe in einem imperialistischen Eroberungskrieg in einem fremden Land, dessen Bevölkerung nichts anderes wolle als Unabhängigkeit und Frieden. Deshalb hätten die Franzosen verlieren müssen. Die Seinen würden bis zum Tod kämpfen, weil sie überzeugt von der Wahrheit der gerechten Sache ihres Volkes seien. Glatigny hingegen habe sich gefangen nehmen lassen.

Eigentlich ist Glatigny, wie er sich eingesteht, nur deshalb in Indochina, weil die im Amt befindliche französische Regierung den Befehl dazu gab. Mehr Gedanken über Sinn und Zweck hat er sich bisher nicht gemacht. Jetzt rechtfertigt er sich jedoch auf einmal damit, das vietnamesische Volk vor der kommunistischen Sklaverei beschützen zu müssen, während in seinem Hinterkopf unklar Gedanken um „Europa“, „Okzident“, „christliche Zivilisation“ und „Kreuzzug“ zu kreisen beginnen. Das bringt den Vietminh aus der Fassung. Er sei zwar kein Kommunist, glaube aber, dass der Kommunismus das Versprechen der Freiheit, des Fortschritts und des Friedens der Völker bedeute. Glatigny sei nichts anderes als ein gemeiner Verbrecher, der den Tod verdiene, weil er sich gegen die Menschenrechte versündige, indem er von den Kolonialisten seinen Sold beziehe. Ho Chi Minh habe aber die Soldaten angewiesen, ihren Zorn im Zaum zu halten und allen Gefangenen gegenüber Milde walten zu lassen.

> *„Wir werden uns eurer annehmen; ihr werdet die gleichen Essensrationen wie unsere Soldaten bekommen. Wir werden euch auch die Wahrheit lehren. Wir werden euch mit Hilfe von eurer Hände Arbeit umerziehen, was euch helfen wird, eure bürgerliche Erziehung zu korrigieren und euer der Faulheit gewidmetes Leben zu sühnen*“ (S. 30).

Als die Gefangenenkolonne in einen französischen Bombenangriff gerät, fällt Glatigny etwas ein, was ihn in weitere Grübeleien über seine vormalige Rolle, vor allem aber über sein Christentum versetzt, in dem er immerhin einigen Halt findet. Er hat nämlich beim Generalstab dafür gesorgt, dass ein Teil der Bomben mit Zeitzündern abgeworfen wird, damit auch die Vietminh, die beim Herannahen der Flugzeuge in Deckung gehen, noch von später detonierenden Bomben getötet werden, wenn sie sich in Sicherheit wähnen. Dabei habe Christus doch Frieden, Nächstenliebe und Brüderlichkeit gepredigt …

Für Esclavier,[55] den Härtesten unter ihnen, wird die Niederlage ebenfalls zum Einfallstor für Selbstbefragung und Gewissensbisse, obwohl er seinen Selbstbehauptungsdrang und seine Wider-

55 Sein Vater war Professor und gehörte als Sozialist der Volksfrontregierung unter Léon Blum von 1936 an.

spenstigkeit immer wieder unverhohlen zur Anschauung bringt. Die Gefangenschaft und die bevorstehende Lagerhaft erinnern ihn so lebhaft an seine Zugehörigkeit zur französischen Widerstandsbewegung und ihr Ende, dass er am dritten Marschtag einen Ausbruch unternimmt. Er fiel nämlich in die Hände der Gestapo, wurde gefoltert und zur Haft ins Konzentrationslager Mauthausen eingewiesen. Dort wurde er nur durch die Solidarität der kommunistischen KZ-Häftlinge gerettet und konnte für sein Überleben sorgen. Es gelingt ihm, bis zu einem Bergvolk zu gelangen, von dem er sich Hilfe verspricht, da er von dessen Distanz zum nationalkommunistischen Vietminh überzeugt ist. Er hat sich jedoch getäuscht und wird verraten. Die Soldaten, die ihn zurückbegleiten, verhalten sich überaus korrekt und teilen mit ihm ihr Essen. Der Vietminh-Offizier, der ihn verhören soll, erkennt sofort den möglichen Widersacher, erklärt ihm aber, dass die Einheit der Nation sich gerade auch in der Zugehörigkeit der Bergvölker ausdrücke und Esclavier seinem falschen Kolonialistenverständnis aufgesessen sei, das die Spaltung der Bevölkerung zu seinem Herrschafts- prinzip mache. Wenn er vor allen ein öffentliches Schuldbekenntnis ablege und schildere, was ihm widerfahren sei, werde er nicht weiter bestraft werden. Er sei nur ein verwöhntes Kind. Bei einer angeordneten Versammlung legt er seine Beichte ab, schildert lebhaft alles Erlebte und sagt in aller Offenheit, dass er nichts bedauere, außer die falsche Richtung eingeschlagen und bei den falschen Leuten Zuflucht gesucht zu haben. So erinnert er seine Mitgefangenen lebhaft an den Geschmack der Freiheit und macht ihnen mit seinem Schuldbekenntnis Hoffnung.

Auch Pinières, in Frankreich zuvor ein politisch engagierter Volksschullehrer, setzt sich während des Marsches mit seinen Erinnerungen auseinander, indem er seine Erlebnisse bei den von ihm in der *Résistance* ausgeübten Terroraktionen[56] überdenkt, die ihm geholfen haben, einige Widerstandshandlungen der Vietminh zu durchschauen und zu unterbinden. Am eindrücklichsten war aber seine Liebe zu einer französisch gebildeten Vietnamesin, My-Oi, die für die Vietminh arbeitete, obwohl ihr Vater als Träger der Ehrenlegion der französischen Seite völlig zugetan war. Sie erinnert ihn daran, was er bei der Befreiung Frankreichs erlebte: Er hatte seine Männer beauftragt, einer Französin, die ein Verhältnis mit einem Deutschen hatte, die Haare zu scheren. Sie schaute Pinières herausfordernd ins Gesicht und sagte:

> *„Meinen Boche[57] liebte ich, ich hatte ihn in der Haut. Ich bin nur eine Frau. Aus euren Kriegs- und Politikgeschichten mache ich mir nichts. Er hätte Neger, Amerikaner oder Russe sein können, es wäre aufs Gleiche hinausgelaufen, und um ihn zu schützen, hätte ich euch alle verkauft. Ich wäre aber auf eurer Seite gewesen, wenn einer von euch mir gefallen hätte. Aber so, wie ihr ausseht, hätte es dazu gar nicht kommen können ...“* (S. 72)[58]

Pinières ohrfeigte sie zweimal, so dass sie zu Boden fiel, und ließ es zu, dass seine Männer sich mit ihr „vergnügten“. Als er sie später aufsuchen wollte, um ihr den konfiszierten Schmuck zurückzugeben, hatte sie sich schon nach Deutschland abgesetzt. Jetzt hatte er My-Oi in eine noch schwierigere Situation gebracht. Eines Abends gestand sie ihm, sie habe den Auftrag, ihn zu töten. Sie gab ihm preis, was sie wusste, so dass Pinières in der Nacht noch einen Anschlag verhindern und die beteiligten Vietminh aufreiben konnte.

„My-Oi war während des ganzen Kampfes unbeweglich auf dem Rand des Bettes sitzen geblie-

56 Beachtlich, dass Lartéguy von „terrorisme“ und nicht von „Freiheitskampf“ gegenüber dem Besatzer spricht!
57 Verächtliche Bezeichnung für einen Deutschen
58 Das ist für 1960 eine erstaunlich freie Darstellung. Denn das hier Geschilderte mit seinen tausendfachen Opfern und den vielen Besatzungskindern konnte erst um 2000 öffentlicher Untersuchungsgegenstand werden.

ben. Als ihr Geliebter sich wieder zu ihr gesellte, schweißbedeckt und bespritzt mit dem Blut ihrer Leute, fand sie in seinen Armen eine Lust und eine Befriedigung tiefer als der Tod“ (S. 71).

Pinières brachte sie am nächsten Morgen zum Nachrichtenoffizier, dem sie alles über das Terroristennetz von Saigon anvertraute. Pinières wollte sie heiraten, zumal sie auch von ihm schwanger war, und sie in Frankreich in Sicherheit bringen, da ihr Verrat Folgen haben würde. Die konnte er aber nicht mehr verhindern, da die Rächer schneller waren und My-Oi mit einer seidenen Fallschirmschnur erdrosselten.

Boisfeuras ist der Verschlossenste unter ihnen, eher ein Einzelgänger. Für ihn gehört die Epoche europäischen Siedelns in fremden Ländern der Vergangenheit an und war einem Menschenschlag eigen, dem er sich nicht mehr zugehörig fühlt (S. 85). Seinen Vater kennt er als eine zwielichtige Gestalt, die in China alles daransetzte, zu Reichtümern zu kommen und sich einen üppigen Lebenswandel zu leisten: die Verkörperung des verdorbenen kolonialistischen europäischen Ausbeuters. Er beginnt sich über die von den Vietminh angeprangerten „*inneren Widersprüche des Kapitalismus*“ Gedanken zu machen:

„'*Keine Krieg zu führen wagen, den man zu seiner Verteidigung braucht. Sich nicht zu ändern oder zu erneuern und dafür den Krieg ins Land des Gegners zu tragen, sich in seiner komfortablen Zitadelle einzuschließen, sich nachts nicht zu prügeln, Söldner einzustellen – uns zum Beispiel –, anstatt alle die den Kampf austragen zu lassen, denen am Überleben des Kapitalismus gelegen ist, den Glauben durchs Geld und durch Technik zu ersetzen, zu vergessen, dass das Volk über alle Energien verfügt; es durch den Wohlstand zu verderben, anstatt es mager und kräftig um einige vernünftige Werte zu versammeln ...* ' [...]

'*Die Zivilisation von Kühlschrank und Bidet*', *lächelte Esclavier höhnisch*“ (S. 83).

Für Merle, den Jüngsten unter ihnen, aus einer bürgerlichen Juristenfamilie in Tours stammend, stellen sich die Dinge am unkompliziertesten dar: Er möchte sich als das unverwechselbare Individuum, zu dem er geworden ist, bewahren, mit all seinen Neigungen, mit seinen revoltierenden Ausbrüchen, seiner Faulheit, seinem Spaß an Alkohol und Mädchen. Das gelte es gegenüber den „*Insekten*“ zu schützen, die es darauf abgesehen haben, sie zu verzehren (S. 94).

Im Lager, das sie am Nullpunkt ihrer Kräfte ohne einige Kameraden, die sich aufgegeben hatten und starben, schließlich erreichen, wird ihnen noch deutlicher, welche Rolle dem Politischen im *modernen Krieg* zukommt. Sie werden bereits „umerzogenen“ Gefangenen zugeordnet, die schon eine längere Lagerhaft hinter sich gebracht haben. Denen obliegt es, ihnen die „richtige“ Sichtweise beizubringen. Diese „richtige“ Sichtweise wird ihnen aber unterschwellig als ein Schauspiel vermittelt, in dessen Rollen sich die alten Gefangenen mit aller Doppelbödigkeit schon eingelebt haben. Sie haben als Neue zu lernen, wie sie in ihre „richtige“ Rolle hineinwachsen und so spielen, dass die vorgefertigten „Wahrheiten“ nicht nur wie mechanisches Nachgeplapper, sondern wie verinnerlichte, persönliche Überzeugungen erscheinen. Dazu gehören die Veranstaltungen öffentlich vorgetragener Selbstkritik, wenn jemandem ein Regelverstoß oder eine „falsche“ Äußerung unterlaufen ist.

Die Neuen verstehen bald, dass sie dabei durchaus etwas lernen können. Denn das, was von Vietminh-Seite über den europäischen Kolonialismus und seine Söldner gesagt wird, ist der Mei-

nung ihrer doppelbödigen Lehrer nach nicht grundsätzlich falsch. Schließlich hätten die Vietminh nicht von ungefähr sieben harte Kriegsjahre mit solcher Ausdauer durchstehen können. Deutlich werde nämlich, wie wichtig ein politischer Standpunkt auch für sie selbst sei. Politik sei der militärischen Taktik strategisch immer übergeordnet (S. 112). So verstehen sie allmählich besser, warum sie den Vietminh unterlegen sind. Es fehlt nicht viel daran, die „Termiten“ und ihre Zähigkeit zu bewundern, mit der sie sich ihrer Aufgabe, sich nicht unterkriegen zu lassen, stellen. Marindelle, einer ihrer Lehrer, unterdrückt seine Hochachtung nicht, wenn er sich so äußert:

> *„Tagsüber kümmern sie sich um ihre Reisfelder und führen dabei Krieg; nachts organisieren sie Komitees, Unterkomitees und Vereine für kranke Greise und Jungen von 12 Jahren. Diese Menschen schlafen wenig; sie waren unterernährt; sie schienen immer am Ende ihrer Kräfte, aber sie hatten immer den Mut weiterzumachen. Seid ihr nicht wie ich erstaunt über ihr Äußeres: ein asketisches Gesicht, übergroße Augen, eine treibende, schweigsame Fortbewegung. In ihrer zu großen, nach chinesischem Vorbild zugeschnittenen Kleidung würde man sie für Gespenster halten ...“* (S. 113).

Es kommt bei Einzelnen so weit, dass sie zugeben, dass sie sich als junge Vietnamesen den Einflüssen der national-kommunistischen Indoktrination in ihrem von Fremden besetzten Land kaum hätten entziehen können. Der Kommunismus habe den Vietnamesen beigebracht, dass ihre Situation mehr ist als persönlich verschuldetes Unglück. Die subversive Arbeit gegen die Besatzer habe für junge Menschen etwas abenteuerlich Verlockendes, dessen Anziehungskraft sie sich selbst wohl kaum hätten entziehen können (S. 113-117).

Boisfeuras fragt sich, wie seine Kameraden sich so weit auf den Kommunismus haben einlassen können, zumal er ihn über Vietnam hinaus mit seiner vergleichsweise jungen Bewegung in internationaleren Zusammenhängen als durch und durch inhuman einzuschätzen gelernt hat. Marindelle erklärt sich:

> *„Um zu überleben, haben wir ein Gleichgewicht gefunden. Wir nennen dieses Gleichgewicht die 'Fiktion des Lagers'. Das ist sowohl eine Philosophie wie auch eine Organisation und eine Art zu leben. Sie bleibt unausgedrückt und ist nicht einzugestehen, aber alle, die hier sind, haben sie sich angeeignet. Sie versetzt uns in die Lage, klarzukommen und unsere täglichen Probleme auf bestmögliche Art zu lösen“* (S. 118).

Trotzdem unternimmt auch Marindelle mit einigen anderen auf drei notdürftig zusammengebastelten Flößen einen Ausbruchsversuch, indem er in einem an die Lagerleitung adressierten Brief vorgibt, nach Frankreich gelangen zu wollen, wo er für die gemeinsame Sache weiterarbeiten wolle. Weil er das wirklich eintretende Scheitern mit einkalkuliert hat, zählt er darauf, bei seiner erzwungenen Rückkehr ins Lager mit dem Entgegenkommen seiner vietnamesischen Führung rechnen zu können. Damit täuscht er sich nicht. Es kommt vielmehr zu einem weiteren Ereignis, das den Gefangenen zeigt, dass das Leben außerhalb des Lagers schwieriger sein könnte.

Esclavier erkrankt nämlich ernsthaft an Ruhr, so dass seine Kameraden um sein Leben fürchten müssen. Wenn er nicht in ein Hospital mit durchgängiger Pflege und Anwendung angemessener Medikamente gebracht werden kann, wird ihm nicht zu helfen sein. Für die Vietminh gilt er indessen schon als gestorben, obwohl sie einwilligen, ihn ins Hospital tragen zu lassen.

Im Hospital wird er von Dia, dem dort Dienst tuenden, ebenfalls gefangenen schwarz-afrikani-

schen Arzt, in Empfang genommen.[59] In Absprache mit dem leitenden, aber inkompetent wirkenden Ärztepersonal kümmert er sich um ihn, wie er sich bereits um einen anderen Gefangenen kümmert, der dem Krieg und seinen Strapazen durch überzeugend vorgespieltes Irresein zu entkommen versucht, dabei aber auf Gedeih und Verderb seinen Kameraden ausgeliefert ist, von denen sich bis dahin Esclavier am hingebungsvollsten um ihn bemühte, indem er ihn beim Marschieren an der Hand nahm.

Dia sieht dem in Fieberwahn versunkenen Esclavier sofort an, was ihm fehlt. Merle, der ihm noch nicht begegnet ist, hat kein unmittelbares Vertrauen zu ihm und hält ihn eher für ein wenig verrückt. Marindelle klärt ihn aber darüber auf, dass viele unter ihnen ihm ihr Leben verdanken. Er liebe die Menschen, alle Menschen, und das Leben. Auch die Vietminh haben nicht versucht ihn ihren Indoktrinierungsveranstaltungen zu unterziehen. Er strahle eine großartige und großzügige Kraft aus. Er sei weder ein Neger noch weiß oder ein Zivilist oder Militär. Am ehesten eine wohltuende Macht, gegen die auch die Vietminh nichts vermögen (S. 134). Esclavier liegt ihm schon allein deshalb besonders am Herzen, weil dieser sich Lescures, des Irren, angenommen hat. Zur Pflege wird von der Hospitalleitung eine besonders gut ausgebildete und politisch standfeste Schwester ausgesucht, Souên. Sie verabreicht die von Dia vorgeschriebene Medizin nur, nachdem sie sich bei vietnamesischen Ärzten rückversichert hat. Ihre Zuwendung zum Kranken entwickelt sich aber anders, als sie es sich selbst in ihrer Professionalität hätte vorstellen können: Sie verliebt sich in den zum Skelett abgemagerten und und ohne klares Bewusstsein dahinsiechenden Esclavier. Sie überwacht ihn während der kritischsten Phase, entwendet noch in der Nacht ein nur für Mitglieder der Volksarmee vorbehaltenes Medikament und verabreicht es Esclavier mit einer Spritze. Am nächsten Morgen kann sich Dia versichern, dass Esclavier überleben wird. Auch die von Souên verabreichte Spritze mit einem das Herz gefährdenden Wirkstoff hat den kritischen Prozess nicht verschlimmern können, obwohl sich Souên für Esclaviers Retterin hält. Dia lässt sie in diesem Glauben. Ihr Schicksal droht ihr von einer anderen Seite: In einem Prozess der Selbstkritik gegenüber dem verantwortlichen Leiter gesteht sie den Einsatz des Medikaments, darüber hinaus aber auf Nachfrage, dass sie sich in Esclavier, ohne dass der etwas davon mitbekommen haben kann, verliebt hat. Sie hätte, wenn es schon darum hätte gegangen sein können, auch mit ihm geschlafen. Mit dieser Kundgabe ihrer Liebe verrät sie jedoch ihr Volk, die Partei und die Armee. Da sie nichts bereut, bleibt ihrem Vorgesetzten nur die noch mildeste Entscheidung, sie nämlich in ein Straflager mit Zwangsarbeit einzuweisen. Er selbst ist ein wenig in sie verliebt, kann sich aber kaum mehr vorstellen, woher er seine Unabhängigkeit, von der er einst träumte, bekommen könnte.

Dia hat mitbekommen, was geschehen ist. Er sucht Lescure auf, und sie helfen gemeinsam Esclavier, auf die Beine zu kommen, und führen ihn in ihre Hütte. Als Dia am Abend wiederkommt, ist er ein wenig betrunken. Für ihn ist mit der verschwundenen Souên ein Licht im Lager erloschen. Er erzählt Esclavier, was sich um sein Krankenlager abgespielt hat. Auch das Verliebtsein von Souêns Vorgesetztem hat ihm nicht verborgen bleiben können.

> *„Die Liebe ist ansteckend, sie hätte sich vielleicht aufs ganze Hospital übertragen, dann aufs Lager, dann auf die Vietminh. Also haben sie das Licht schnell gelöscht.*
>
> *Als ich ein kleines Negerlein im Walde war, ist ein bärtiger Missionar gekommen und hat mich bei der Hand genommen. Er hieß Pater Teissèdre. Ich diente ihm bei der Messe. Er brachte mir*

59 Kapitel VIII des ersten Teils trägt die ihm gewidmete Überschrift „*Dia le magnifique*“ (Der großartige Dia).

Lesen und Schreiben bei. Und weil er unseren Wald, unsere Sitten, unsere Lieder, unsere Geheimnisse sehr mochte, suchte er mit mir unsere großen Zauberer auf, diejenigen, die alle sieben Jahre den Prinz des Tanzes mit einem goldenen Pfeil töten, und diejenigen, die sich Eisenkrallen anlegen, um den Panthermenschen zu spielen. Bevor ich ihn kannte, ich, ein kleines, ganz nacktes Negerlein, zitterte ich vor Angst, aber seit ich meine kleine schwarze Hand in seine große, behaarte Hand legte, hatte ich keine Angst mehr vor Fetischen und Giften. Pater Teissèdre bestand aus Liebe zu den Negern, zu den Weißen, zu allen Menschen, die war stärker als alle Fetische, Zauberer und Politkommissare...

Eines Tages machte er eine Erbschaft. Es war ein Bauernhof in der Auvergne. Er verkaufte ihn, um mir ein Studium zu finanzieren... Im Namen der Liebe, im Namen von Pater Teissèdre scheiße ich auf den Vietminh. […] Die Vietminh und alle, die sich der Liebe verschließen, dem Mysterium, den Göttern, die sich die Ohren zustopfen, um das große, fröhliche Tam-Tam der Natur, des Sexus und des Lebens nicht zu hören, wird man eines Morgens alle tot auffinden, und man wird nicht wissen, warum. Wenn sie alle Lichter ausgelöscht haben, werden sie tot umfallen...“ (S. 149).

Am 20. Juli 1954 kommt es zur Vereinbarung des Waffenstillstandes in Genf. Die Gefangenen werden freigelassen. Marindelle ist überzeugt, dass er in der Gefangenschaft viel Gültiges gelernt hat. Jetzt wird es für ihn darum gehen, sich das über die Kriegführung der Vietminh Gelernte wirklich anzueignen, um es dann siegreich gegen seine Urheber zu kehren. Sie haben anstatt des Marindelle und seinesgleichen geläufigen Kartenspiels mit 32 Karten eines mit 52, also 20 mehr, die den Franzosen den Sieg verwehrten. In diesen 20 Karten steckt für ihn der politische Einsatz in Propaganda, Glauben und Agrarreform. Sie müssen also auch mit 52 Karten spielen lernen (S. 153). Denn ohne das Volk an der Seite des Militärs sind keine Kriege mehr zu gewinnen, wie Raspéguy bei der Abfahrt aus Indochina einem Journalisten mitteilt (S. 163). Sie haben keine Eile, das Land zu verlassen. Am 11. November 1954, dem Tag der Unterzeichnung des Waffenstillstandsabkommens von 1918, machen sie einen Zwischenhalt in Algier, ehe sie in Marseille an Land gehen.

Zweiter Teil: Der Oberst von Indochina

Mit der Ankunft in Frankreich ist das „Zenturionen“-Thema im Sinne des leitmotivischen Briefes des erfundenen römischen Zenturionen Marcus Flavinius angeschlagen, während die Hintergrundgeräusche des Unruheherdes Algerien immer deutlicher werden.

Boisfeuras ist in Marseille zu Hause. Dort hat er auch seine Geliebte, eine Eurasierin aus Vietnam, untergebracht. Er brauchte sie, nachdem ihm die Lust am Krieg vergangen war, die ihn anfangs noch beflügelt hatte. Seit 1952 war ihm alles nur noch unnütz vorgekommen, das Heldentum, das Leiden, die Müdigkeit und der Tod. Stattdessen begegneten ihm Korruption, Drogenhandel und Generalstäbler. In der Wohnung von Florence stellt er jetzt fest, dass sie ihn nicht mehr reizt, und er verlässt sie. Er ist noch nicht so weit, sich einzugestehen, dass sein Krieg ein Spiel verzweifelter Dilettanten geworden war. Eine unverständliche Scham hindert ihn an dieser Erkenntnis. Er ahnt indessen, dass die bessere Rolle auf Seiten der Aufständischen zum Beispiel in Algerien zu finden wäre. Die Literatur, das Kino und großzügige Menschen seien immer für sie eingenommen. Er denkt an die römischen Zenturionen, die man in Afrika zurückgelassen hatte. Mit einigen Veteranen

und *barbarischen* Hilfssoldaten, die immer zum Verrat neigten, versuchten sie den Limes des Imperiums zu halten, während in Rom das Christentum seinen Siegeszug antrat und die Kaiser im Wohlleben untergingen. Leute wie er, die in einer undankbaren und schmutzigen Aufgabe den Schutt ihrer Zivilisation verteidigen. Es habe im Grunde keinen einzigen vernünftigen Grund gegeben, in Vietnam Krieg zu führen. Die Chance, den Vietnamesen die Unabhängigkeit zu gewähren und an ihrer Seite gegen den Kommunismus zu kämpfen, sei vertan worden (S. 177 ff.). Die einzige Abwechslung besteht für ihn in den Unterhaltungen mit dem Journalisten Pasfeuro, unehelicher Adelsnachkomme und eine Mischung aller europäischen Adelsgeschlechter, ehemaliger Widerstandskämpfer gegen die Deutschen, gegen den Krieg in Indochina eingestellt, aber nicht gegen die Männer, die ihn führten.

Esclavier, auf der Zugfahrt nach Paris, gerät ins Gespräch mit einem Mitreisenden, der als Pharmaproduzent mit der Armee während des Indochinakrieges gute Geschäfte gemacht hat, den Indochinakrieg indessen als ein Ergebnis einer Reihe unverzeihlicher Irrtümer ansieht. Für Esclavier ist er einer derjenigen, die von den Kommunisten, kämen sie an die Macht, wie sie sein politisch engagierter Schwager Weihl-Esclavier in der Nachfolge seines Schwiegervaters anstrebt, gleich in ein Konzentrationslager gesteckt würde. In Paris angekommen, lädt der Pharmaproduzent Esclavier in seinen Bentley zum Mitfahren ein, und sie fahren in eine Bar in einer Seitenstraße der Champs-Elysées. Dort trifft der Pharmaproduzent seine Geliebte, die sich sehr schnell dem jüngeren Hauptmann Esclavier zuwendet. Die Bar bleibt Esclaviers Adresse für Verabredungen. Denn sein Zuhause meidet er, zumal man dort sein Zimmer von allem geleert hat, was an ihn erinnerte. Es widerstrebt ihm, die dort mit seinem inzwischen verstorbenen Vater eingekehrte linksintellektuelle Salonatmosphäre zu teilen, in der man sich im Besitz der „richtigen“ politischen Wahrheit wähnt, aber alle Einsichten in Notwendigkeiten fahren lässt, wenn es um risikoreiches persönliches Handeln geht. Er empfindet das als Verlogenheit, die dort seit der deutschen Besatzung herrsche und seither nicht verschwunden ist. So steht ein Erlebnis mit seinem Vater um Ursprung seines Bruchs mit seinem Elternhaus. Dieser Bruch kam indessen seiner Neigung entgegen, intellektuelle Arbeit zu meiden und sich jugendlichen Träumen hinzugeben: für Glatigny „*die Faulheit der wohlgeborenen Leute*“ (S. 221). Diese Faulheit lässt sich, wie Glatigny und Esclavier inzwischen wissen, im Offiziersleben in den zuweilen langen Gefechtspausen ausreichend genießen. Für Esclavier bedeutete sein Schritt zur Tat allerdings schließlich das KZ Mauthausen. Er hatte sich nämlich zwei jungen Widerstandskämpfern angeschlossen, die seinen Vater, weil er an der Universität ihr Lehrer und Vorbild war, vergeblich baten, ihnen zur Flucht vor der Gestapo nach England zu verhelfen. So meinte er, seinen Vater als einen Feigling zu erleben.

Glatigny kann noch weniger in der in Paris vorgefundenen Gegenwart Fuß fassen. So kann er nur mit Empörung darauf reagieren, als er von einem ihm bekannten, im Verteidigungsministerium tätigen Oberst bei einer abendlichen Einladung zum Essen erfährt, dass man Marindelle aus der Armee ausschließen wolle. Man verdächtigt ihn nämlich, in seiner vierjährigen Gefangenschaft zum Kommunismus bekehrt worden zu sein. Indem er ihn verteidigt, macht er sich selbst verdächtig, so dass ihn seine Frau, die ihn, den Vater ihrer fünf Kinder, als einen ihr fremd Gewordenen zu Hause begrüßte, nun auch für einen Kommunisten hält. Die Kameraden, von denen er ihr erzählt, bewegen sich alle außerhalb ihres gewohnten Umgangs. Boisfeuras, am ehesten ein Clochard; Mahmoudi, ebenfalls Offizier und algerienfranzösischer Gefangenschaftsgefährte, ein Araber; Raspéguy, ein ungehobelter Analphabet, der zu anderen Zeiten höchstens Unteroffizier auf Lebenszeit geworden

wäre, aber jetzt Oberst sein soll (S. 199). Die Bar in der Nähe der Champs-Elysée wird für Glatigny zum Zufluchtsort, wo er sich mit Esclavier unter dem wohlwollenden Blick des ihnen freundlich zugetanen Barkeepers betrinkt.

Raspéguy begibt sich von Marseille in die Pyrenäen. Seine Familie, baskisch-spanische Bergbauern und Schäfer, die mit Schmuggel zwischen Spanien und Frankreich sich ein Zubrot verdienen, ist stolz auf den Zurückgekehrten. Einen *Oberst aus Indochina* hat es dort noch nie gegeben (S. 229). Ein Oberst aus dem Ersten Weltkrieg, der sich in der Nachbarschaft zur Ruhe gesetzt hat, kennt Raspéguy noch als Jungen, dem er seine Schafe zum Hüten anvertraute. Er hat ihn sich immer als einen Trainer für Männer vorgestellt, einen zähen Burschen, wie ein wildes Tier, das vorwärts drängt und Glück hat. Eine schöne Kriegsbestie, rassig, die sich inmitten von Frauen mit seinen Auszeichnungen brüstet, Frauen, die ihm vor ihren eifersüchtigen Männern alles gewähren (S. 240). Er lädt den Rückkehrer zu sich ein und tauscht mit ihm seine Erfahrungen von Verdun im Vergleich mit Raspéguys Indochinakrieg aus. Eigentlich hat er so wenig ein Vaterland wie Boisfeuras. Aber jede Auszeichnung und jeder Beförderungsstreifen hat ihn ein wenig mehr an Frankreich gebunden. Trotzdem ist er in seinem Inneren der Zufallssoldat geblieben, der sich für seinen Sold und Prämien schlagt. 1940 wurde er ganz zum Franzosen, als er sich de Gaulle im Londoner Exil anschloss. Aber die Armee ist eher seine Heimat als Frankreich. Beide gehören für ihn untrennbar zusammen (S. 238 f.), er kann aber mit kollektiven Delirien nichts anfangen und meidet auch die Versuchung dazu. So schätzt man ihn im Generalstab wegen seiner Qualitäten im direkten Kampfeinsatz und möchte es vermeiden, ihn General werden zu lassen. Nach drei Tagen in den Pyrenäen brennt er bereits wieder darauf, dass man ihm ein Regiment für den Einsatz in Algerien zuteile, am besten mit den Offizieren, die er in Indochina kennen und schätzen gelernt hat. Sie werden ihm auch wie das Regiment zugeteilt, so dass er sie mit Telegrammen aus ihrer Heimat nach Paris zusammenrufen kann. In der von Esclavier frequentierten Bar hat der Barkeeper einen Raum reserviert, wo sie zusammenkommen können. Das Treffen ist für den 15. Januar 1955 anberaumt. Alle sollen in Uniform erscheinen.

Pinières kommt so pünktlich wie alle anderen. In seiner Heimatstadt Nantes, wo seine Mutter in der Nähe der Schiffswerften einen kleinen Laden betreibt, haben ihn frühere Kampfgefährten aus der kommunistisch orientierten Widerstandsbewegung aufgesucht. Es gefällt ihnen nicht, dass Pinières während seines Urlaubs ununterbrochen seine Uniform trägt. In ihrem Viertel möge man keine kolonialistischen Söldner, wie sie ihm zu verstehen geben. Er setzt sich zur Wehr und weigert sich, sich für das zu schämen, was er mit seinen Kameraden in Indochina machte und erlebt hat. Nachdem es zu Handgreiflichkeiten gekommen ist, verliert seine Mutter Kundschaft. Er hört, wie seine Mutter sich bei einer Nachbarin beklagt, dass sie im Viertel wegen ihres Sohnes keinen guten Stand mehr habe. Deshalb nimmt Pinières mit Olivier Merle Verbindung auf, dem es in Tours nicht besser ergeht. Seine Juristenfamilie fühlt sich von seiner Zugehörigkeit zu einer Fallschirmjägereinheit in Verruf gebracht. Er sei ein zwielichtiger Bursche geworden. Das Leben in der Provinz ist für ihn ähnlich unerträglich geworden wie für Pinières, so dass beiden das Telegramm Raspéguys sehr gelegen kommt.

Raspéguy breitet seine Ansichten darüber, wie künftig zu kämpfen sei, ausführlich aus. Was ihn nämlich bei den Vietminh beeindruckt hat, ist, dass sich alle um alles kümmern und auch der Gefreite meine, von ihm hinge das Gedeihen der ganzen Armee ab. Sie wissen, dass es um ihren eigenen Krieg gehe. Man möge ihnen einen Krieg geben, der der ihrige sei, und dann würden sie gewin-

nen! Das habe nichts mehr mit Monokeln und Gamaschen zu tun oder mit dem Aufbau von prächtigen Aussichtspunkten für Minister und Generäle, damit sie das Geschehen auf dem Schlachtfeld verfolgen können. Er brauche eine revolutionäre Armee für einen revolutionären Krieg, ob sie nun in Algerien oder sonst wo zum Einsatz komme. Niemals sei eine reguläre Armee mit einer Guerilla fertig geworden. Mit der regulären Armee könne man in Algerien nur scheitern. Deshalb brauche Frankreich zwei Armeen: eine zum Zeigen mit schönen Kanonen, Panzern, kleinen Soldaten, Fanfaren, Generalstäben mit etwas verweichlichten, aber distinguierten Generälen, die nette, kleine Ordonnanzoffiziere brauchen, damit sie sich um das Pipi ihres Generals oder die Hämorrhoiden ihres Obersts kümmern, also eine Armee zur Ausstellung für 10 Cent auf dem Jahrmarkt. Die zweite Armee sei die wichtige. In ihr dienen gut trainierte junge Soldaten, denen das Militär Spaß mache. Sie tragen Tarnanzüge und flanieren nicht in den Städten. Aber andauernd würde man von ihnen das Unmögliche verlangen, jeder Trick sei ihnen beizubringen. Mit einer solchen Armee wolle er kämpfen (S. 245).

Dritter Teil: La rue de la bombe (Die Straße zur Bombe)

Angesichts der zunehmenden Konflikte und Terroraktionen in Algerien werden 1956 Wehr-pflichtige nach Versailles wiedereinberufen, obwohl in den Kasernen nichts vorbereitet ist und zur Ausrüstung der Soldaten nichts zur Verfügung steht. Eine Widerstandsstimmung macht sich unter den Einberufenen breit, und der Ruf „*Nieder mit dem Algerienkrieg*“ wird skandiert. Einheiten der National- und Bereitschaftspolizei (CRS) werden eingesetzt, die die widerspenstigen Soldaten in einen Zug verfrachten. Mit dem Schiff werden sie nach Algier übergesetzt.

Raspéguy stellt sein X. Regiment der kolonialen Fallschirmspringer, das 800 Soldaten zählen soll, auch aus diesen Einberufenen zusammen. Geschickt sucht er die Rädelsführer aus, unter denen auch Kommunisten oder pazifistisch orientierte Christen sind, und betraut sie mit Aufgaben in der neuen Einheit, da er auf ihre Führungsqualitäten setzt. Andere, die vor allem wegen mangelnder Disziplin aufgefallen sind oder über deren Vergangenheit er sich in ihren Papieren kundig gemacht hat, werden vor aller Augen aufgerufen, lauthals für unwürdig befunden und nach Frankreich zurückgeschickt. Die so aussortierten Einberufenen werden zu einem kleinen Bataillon unter der Führung von Esclavier mit zwei Kompanien zusammengestellt. Merle und Pinières werden Kompanieführer, Glatigny wird beigeordneter Operationsführer, Boisfeuras übernimmt das sogenannte *Zweite Büro*, das nachrichtendienstlichen Zwecken dient, und Marindelle das sogenannte *Fünfte Büro*, zuständig für Propaganda und psychologische Kriegführung.[60]

Es gelingt den alten Indochinakämpfern, den neuen Soldaten einen Zusammenhalt und ein Bewusstsein zu vermitteln, die sie von ihrer anstehenden Aufgabe überzeugen. Ein eingezogener und zunächst widerspenstiger Priesterseminarist zeigt sich überrascht davon, dass er sich weniger beim Militär, sondern wie in einem Kloster fühlt. Die Offiziere leben mit ihnen zusammen, und wenn eine Übung stattfindet, versammeln sich später alle Beteiligten und üben Manöverkritik. Der Priesterseminarist hat den Eindruck, dass es bei ihrem Einsatz nicht um eine Verteidigung des Kolonialismus gehe, also um eine gemeinsame Sache mit den Großsiedlern, die die Muslime ausbeuten, sondern um die Verteidigung der Freiheit in einer neuen Ordnung (S. 272). Die Pariser Vorgesetzten von Raspéguy hatten früher schon mehr oder weniger misstrauisch festgestellt, dass in seiner Men-

60 Vgl http://www.histoire-en-questions.fr/guerre%20algerie/terreur-coups%20tordus-bureau.html.

schenführung etwas Religiöses und Mystisches enthalten sei, womit die von ihm geführten Einheiten fast etwas Sektiererisches und Gefährliches für eine Armee bekommen (S. 243 f.).

Trotzdem bleibt beim Priesterseminaristen bei aller Bewunderung der Eindruck, dass es sich in der Art, wie seine Truppe geführt werde, letztendlich um eine militärische Form des Kommunismus handle. Die Kommunisten wüssten aber im Unterschied zu ihnen, was genau ihre Ziele sind. Bei ihnen gehe es indessen nur ums Siegen. Darin liege eben doch die Gefahr, dass sie im Grunde nur Privilegien verteidigen, wirtschaftliche, politische und ethnische Ungleichheit festigen. Eigentlich würden sie nur aus Gewohnheit kämpfen oder wegen ihrer barbarischen Treue ihrem Clanchef Raspéguy gegenüber (S. 274).

Zum ersten Kampfeinsatz des Regiments kommt es im Landesinneren. Dort hat sich in einem Bereich der algerische Widerstand so formiert, dass die militärische und zivile französische Verwaltung ihr nicht mehr Herr werden, zumal sie durch Korruption und Bereicherung alle Glaubwürdigkeit verloren haben (S. 283 f.). So haben sie sich ihre Feinde selbst geschaffen. Der Anführer der Rebellen ist nämlich ein ehemaliger Indochinakämpfer für die französische Seite, der nach seiner Rückkehr ein Fuhrgeschäft gründen wollte, aber an den Interessen des französischen Verwalters scheitert. Als Si Lahcen, der spätere Anführer von etwa 130 Rebellen, dem Verwalter aus Rache die Gurgel durchschneidet, müssen die etablierten französischen Einrichtungen sich hinter Stacheldrahtverhauen schützen und können nicht mehr verhindern, dass die französischen Siedler in ihren Gehöften überfallen und getötet werden, was auch den ihnen dienenden Muslimen widerfährt. Raspéguy soll mit seinen Leuten für die Befriedung sorgen.[61]

Glatigny und Boisfeuras unterhalten sich:

„'Stell dir vor, dass Si Lahcen, der sah, wie die Vietminh vorgingen, in der Stadt einen Nachrichtendienst mit einer guten politisch-militärischen Organisation eingerichtet hat. Er weiß alles, kennt alle Bewegungen unserer Truppen, die Abfahrtszeiten unserer Kolonnen. Während Oberst Quarterolles [der ansässige oberste Militär] *gezwungen ist, alle Seiten zu schützen, schlägt Si Lahcen zu, wann und wo er will.*

Die Gruppe oder Abteilung, die im Hinterhalt lag, schlägt zu und zerstreut sich sogleich wieder in den Bergen. Sie haben überall Verstecke für ihre Waffen; sie kommen am nächsten Morgen wieder, mischen sich unter die Bauern und halten ihren Markt ab. Dafür müssen sie sich gut mit der Bevölkerung stellen.

Wir hingegen durchstreifen gegenwärtig die leeren Berge, erschöpfen unsere Männer; wir können nichts finden.'

'Deiner Meinung nach sollten wir uns also in der Stadt einnisten?'

'Ja. Und uns alle umliegenden Dörfer verpflichten; wir müssen um jeden Preis und egal wie an Informationen gelangen, Si Lahcen und seine Leute dazu bringen, dass sie endgültig in die Berge ziehen und von der Bevölkerung, die sie mit Informationen und Nahrung versorgt, getrennt bleiben. Nur dann werden wir sie auf Augenhöhe bekämpfen können'“ (S. 285).

So setzen sich die Fallschirmjäger in der Stadt fest. Ahmed, politisch für die Rebellen der Gegend

61 Die auf den Seiten 283 ff. geschilderten Maßnahmen der Befriedungsaktion sollen US-General Petraeus zum Verfassen seines *„Field Manual 3-24 Counterinsurgency*“ motiviert haben.

verantwortlich und gleichzeitig für die Franzosen als Dolmetscher tätig, möchte die Männer Raspéguys daran hindern, in der Stadt festen Fuß zu fassen, und sie ihr Gesicht gegenüber der Bevölkerung verlieren lassen. Er arrangiert einen Hinterhalt, indem er Hauptmann Merle erklärt, dass es in Si Lahcens Gruppe einen ethnischen Konflikt zwischen Si Lahcens Zugehörigkeit zum Berbervolk der Kabylen und den algerischen Arabern gebe. Diese Araber wollten sich teilweise von ihm trennen und zu den Franzosen überlaufen. In einem Anwesen würden sich 11 abtrünnige Araber aufhalten und auf einen französischen Unterhändler warten. Seiner Sache sicher, betritt Merle in Begleitung nur eines Soldaten – des ehemaligen Priesterseminaristen – das Haus und wird sogleich von einer Maschinengewehrgarbe getroffen. Beiden wird die Kehle durchtrennt, die abgeschnittenen Geschlechtsteile werden ihnen in den Mund gesteckt, und ihre Kadaver werden nach Mekka ausgerichtet.

Als Esclavier davon erfährt, begibt er sich mit Merles erster Kompanie an den Schauplatz des Hinterhalts. Obwohl sie wissen, dass die Täter längst verschwunden sind, nähern sie sich nachts den Gehöften, entledigen sich bis auf ihre Messer aller Schusswaffen und richten unter den Männern in den Gehöften von Schmerz und Rachefuror hingerissen ein Massaker an. 27 Männer fallen ihnen zum Opfer. Die Leichen werden nach Westen ausgerichtet.

Im Gegensatz zu dem von Ahmed Erwarteten werden die „*Eidechsen mit Mützen*“, wie die Fallschirmjäger in ihren Tarnanzügen genannt werden, als mit Messern bewehrte Dämonen von der Bevölkerung mehr gefürchtet, als dass sie weiter Si Lahcen unterstützen würden. Außerdem hat Ahmed den Verdacht des Verrats so auf sich gelenkt, dass er von Boisfeuras und seinem chinesischen Helfer Min, der ihn beständig begleitet, festgesetzt wird, als er gerade seine Flucht vorbereitet. Min foltert ihn, wie er selbst von den Vietminh einst gefoltert wurde, bis Ahmed alles preisgibt, was er weiß. Boisfeuras isst und trinkt anschließend mit ihm, bis er ihn erschießen lässt, nachdem er ihm noch versprochen hat, sich um seine Frau zu kümmern. Esclavier sucht indessen bei Dia Zuflucht, weil er sich nicht verzeihen kann, wie er den *schwarzen Panther* in sich hat wach werden lassen, um sich zu dem Massaker hinreißen zu lassen. Während Boisfeuras aus Arthur Köstlers Romanabrechnung mit dem Stalinismus – „*Sonnenfinsternis*“ (englische Übersetzung von 1940 als Originalausgabe, weil die Urfassung verloren ging) – sich mit dem Zitieren einer Aussage Dietrichs von Nieheim († 1418) über die notwendige Einheit der Kirche zu rechtfertigen versucht, gibt Dia Esclavier zu verstehen, dass ihm dessen *schwarzer Panther* lieber sei als jede kasuistische Massakerrechtfertigung (S. 299).

Si Lahcens Versuche, kaltblütig die alten Verhältnisse wiederherzustellen und deshalb Hunderte von Männern und Frauen zu erschießen oder ihnen die Kehle durchzuschneiden, um über die eingeflößte Furcht Respekt und Willfährigkeit wiederherzustellen, bringen ihm keinen Erfolg, so dass er sich im freien Gelände auf den Kampf mit den Fallschirmjägern einlassen muss. Er unterliegt und fällt im Kampf, indem er der Sache der Algerier und ihrer Würde treu geblieben ist und sich nicht mehr auf die Seite derer begab, mit denen zusammen er in Indochina kämpfte und ausgezeichnet wurde.

Als Raspéguy mit dem Standortoberst Quarterolles wegen dessen gescheiterter Verwaltung, in der er die Ursache für das Massaker seiner Leute angelegt sieht, abgerechnet hat und seine Männer schließlich den Sieg über die Rebellengruppe feiern, zieht sich Esclavier in die Wüste zurück und hängt seinen Gedanken über die Zenturionen nach, die 20 Jahrhunderte früher in der gleichen Land-

schaft, die noch von römischen Ruinen gekennzeichnet ist, das Imperium vor den numidischen Barbaren zu schützen versuchten, und sieht sich in ihrer Nachfolge stehen, allerdings jetzt mit anders gearteten Feinden konfrontiert, die das Abendland bedrohen (S. 314 f.).

Während sich in Algier selbst die Lage zusehends zuspitzt, steht für Raspéguys Regiment ein anderer Einsatz auf der Tagesordnung: Engländer und Franzosen wollen während der von den Ägyptern ausgelösten Suez-Krise dafür sorgen, dass der Suez-Kanal unter der Kontrolle der Europäer bleibt.[62] Präsident Nasser soll gestürzt werden, weil von ihm auch der Unabhängigkeitskampf der Algerier unterstützt wird. Nach ihrer Landung und dem siegreichen Vormarsch hinter den flüchtenden ägyptischen Truppen – während gleichzeitig die Sowjetrussen in Ungarn einmarschieren und das Land besetzen[63] – müssen nach einem Ultimatum der Russen und Drohungen der Amerikaner die englischen und französischen Truppen unverrichteter Dinge zurückweichen (S. 356-359). So kehren die Fallschirmjäger Mitte November 1956 nach Algier zurück, wo sie am gesellschaftlichen Leben der europäischen Oberschicht teilzunehmen beginnen und sich auf Liebesabenteuer einlassen: Esclavier mit der Frau eines reichen Großsiedlers, Isabelle, deren Familie 1870 aus dem Elsass einwanderte, Raspéguy, der 39-Jährige, mit einem 17-jährigen spanischstämmigen Mädchen aus dem volkreichen Bab-El-Oued-Viertel nahe der Kasbah, der historischen Altstadt, Glatigny mit einer algerischen Medizinstudentin, Marindelle mit einer Ethnologiedozentin an der Universität von Algier. Bis auf Aìscha, die Freundin und spätere Geliebte Glatignys, haben alle Frauen einen europäischen Hintergrund und betonen dementsprechend auch, dass sie sich in Algier wie in Frankreich bewegen. Esclavier sagt deshalb auch zu Isabelle, dass er in Indochina seine Seele verkauft habe, in Algier aber in ihrer Nähe seinem Beruf nachgehe und das gut zu machen versuche.

Diese Zugehörigkeit zu Frankreich erweist sich aber auf der Ebene der Verteidigung gegenüber der Unabhängigkeitsbewegung als hinderlich. Denn die Gesetze, die hier gelten, sind auch die von Frankreich. Sie schränken die Handlungsfreiheit ein. So überwachen die verschiedenen Polizeieinrichtungen einander eifersüchtig, um jeden Verstoß gegen die Regeln des jeweiligen anderen bei der vorgesetzten Dienstbehörde zur Anzeige zu bringen. Angesichts der gestiegenen Terroraktivitäten und der häufiger auftretenden Bombenexplosionen mitten in der Stadt und der entsprechenden Gegenreaktionen des europäischen Großstadtmobs, der sich zu pogromartigen sogenannten „*ratonnades*“ (= Jagd auf Ratten; „*raton*“ als Schimpfwort für „Araber“) zusammenfindet, soll dem beginnenden Bürgerkrieg von französischer Seite Einhalt geboten werden. Denn ultrakonservative Nationalisten möchten im Namen Christi und Frankreichs den Terror mit Terror beantworten (S. 366 f.). Auch ihnen schwebt eine Einrichtung vor, wie sie die Rebellen unterhalten: zusammengesetzt aus harten, von ihrer Sache überzeugten Männern, „*echte Soldaten Christi und Frankreichs*“ (S. 355), tagsüber Siedler, Kaufleute, Arbeiter Offiziere, nachts mit Dolch und Maschinenpistole unterwegs. Sie müssten sowohl in Paris wie in Algerien ihre Stützpunkte haben, sowohl in der Armee wie in der Zivilbevölkerung.[64]

Angesichts der für den Status von Algerien bedrohlichen Situation äußert sich ein Polizeikommissar mit indochinesischen Erfahrungen Boisfeuras gegenüber so, dass er für Algier eine Rettung

62 Siehe https://de.wikipedia.org/wiki/Sueskrise.

63 Ein Vorgang, der genauso in den Kolonialismus einzuordnen wäre wie die Auseinandersetzung um den Suez-Kanal.

64 Die Vietminh in Indochina oder die algerische FLN setzten für ihren Kampf um Unabhängigkeit ganz ähnliche Vorstellungen um. Ob also die Theorie vom „*modernen Krieg*“ nichts weiter ist als eine auf Militärakademieebene gehobene Guerilla-Strategie, wie sie von Bedrohten und Unterdrückten immer wieder mehr oder weniger spontan ohne große Theoriebildung eingesetzt werden kann und bei Clausewitz als „Kleiner Krieg“ vorkommt?

nur in einem Einsatz von Fallschirmjägern sehe. Sie könnten alle nötigen Informationen von der Polizei bekommen, damit sie umsetzen könnten, wozu der Polizei die Hände gebunden sind (S. 347). Glatigny vergegenwärtigt sich, wo er da hineingerät: Die militärischen Regeln, die für alle möglichen Fälle Maßnahmen vorsehen, schweigen sich seiner Meinung darüber aus, dass in Friedenszeiten ohne Verhängung des Ausnahmezustands und ohne dass die Regierung Vorsorgemaßnahmen getroffen hat, ein Regiment mit allen zivilen und militärischen Vollmachten ausgestattet würde. Seiner Meinung nach habe es bisher Ähnliches noch nie gegeben.

Aber seit dem 15. Januar 1957 ist es beschlossene Sache, dass eine Division mit 5000 Fallschirmjägern in Algier zur Niederringung des Rebellenwiderstandes eingesetzt wird (S. 369). Geschehe das nicht, werde der von der FLN angekündigte Generalstreik beginnen, mit dem die FLN der UNO beweisen könne, dass sie es ist, die in Algier nicht Macht ausübe und Frankreich nicht länger in der Lage sei, für die öffentliche Ruhe und Sicherheit zu sorgen (S. 372). So formieren sich vier Regimenter zur Kontrolle von vier Stadtsektoren. Raspéguys X. Regiment kommt westlich der Kasbah entlang des Meeres und in Bab-el-Oued zum Einsatz. Die Aktion beginnt schockartig in der Nacht des 24. Januar. Europäer wie Muslime müssen von den mit allen Vollmachten ausgestatteten Fallschirmjägern überrascht werden (S. 372). Boisfeuras bekommt alle polizeilichen Unterlagen zugespielt, deren es bedarf, um registrierte verdächtige Einwohner aufzuspüren und zu verhaften. Annähernd 20 Jeeps rücken mit jeweils drei Soldaten kurz nach Mitternacht in der durch Ausgehverbot mit Sperrstunde ruhigen Stadt an ausgesuchte Adressen mit vermutlichen Angehörigen der FLN aus. Als die Bewohner von Algier am 26. Januar erwachen, leben sie in einer anderen Stadt (S. 379).

Der Hof ihres Hauptquartiers füllt sich allmählich mit Verhafteten. Die Fallschirmjäger bekommen während ihrer nächtlichen Jagden alle wichtigen Anführer zu fassen, auch den obersten Anführer Si Millial, der die Rebellion seit Beginn im Jahre 1954 leitet. Er hält sich im Haus von Christiane Bellinger auf, der Geliebten Marindelles. Der hat sich mit ihm dort ausführlich über die Situation in Algerien unterhalten und Marindelle, der zu diesem Zeitpunkt noch nicht weiß, mit wem er es zu tun hat, die Frage gestellt, was es denn für einen Unterschied zwischen einem mit Napalmbomben bestückten französischen Flugzeug gebe, das seine Last auf algerische Gehöfte abwirft, und einem Terroristen, der in einem Restaurant eine Bombe platziere (S. 386 f.). Als er von Marindelle und Glatigny bei Christiane Bellinger verhaftet wird, bedauert er seinen Fehler, sich einer Frau und einem Bett in einem fremden Haus anvertraut zu haben. Aber Christiane hat kein Verhältnis mit ihm. Schwanger ist sie von Marindelle, der noch nichts davon weiß. Si Millial erliegt der Folter von Min unter den Augen von Boisfeuras, gibt aber nur seine Postadresse *22, rue de la bombe* preis, bevor er sich in seiner Zelle mit einer Glasscherbe die Adern öffnet. Er weiß nämlich, dass er von Boisfeuras getötet werden wird, damit er nicht nach Frankreich zu einem Prozess ausgeliefert werden kann. Auch Aïscha wird jetzt verhaftet, und zwar in der *rue de la bombe*, ebenfalls Hausnummer 22, wo ihre Gefährten die Bomben aus kommunistischer Werkstatt bekommen. Glatigny verhört Aïscha, die in seinem Büro Zuflucht sucht, um nicht in die Hände von Boisfeuras zu geraten. Auch sie steht in Kontakt mit der Geliebten von Marindelle und lebt dort. Während ihres Geständnisses wird aus dem Verhältnis zu Glatigny eines aus zerreißender Hassliebe, so dass sich beide schließlich in einer fürchterlichen, aber tiefen Begierde umarmen und Glatigny und Aïscha vor sich selbst erschrecken (S. 397). Sie ist die Schwester von Hauptmann Mahmoudi, der zu den Indochinaoffizieren gehört, aber für den Algerieneinsatz ausgespart wurde und dafür in Deutschland Dienst tut. Glatigny hat das Gefühl, bei Dia eine Beichte über sein Verhalten abzulegen. Er vertraut sie ihm auch an, damit er

sich um sie kümmere und sie schütze, damit sie nicht von ihren Leuten zur Rechenschaft gezogen werden kann. Dia vergleicht seine Geschichte mit der, die sich im indonesischen Hospital um Esclavier und Souên abspielte, und hält derartiges allein für zukunftsträchtig:

> *„'Aus all diesem Hass, aus diesen Schreien von Kindern und den von Bomben aufgeschlitzten Frauen, aus diesen erschlagenen und gefolterten Menschen, aus der noch größeren Verzweiflung derer, die sie folterten, wird die Liebe wiedergeboren werden.'*
>
> *'Das ist eine eigenartige Liebe, Dia, sie riecht nach Schwefel und erinnert mich an meine obszöne Jugendlektüre ...'"* (S. 399).

Esclavier gerät ebenfalls in eine Situation, die ansatzweise den *schwarzen Panther* in ihm weckt. Er muss nämlich einen angesehenen Zahnarzt verhören und zum Sprechen bringen. Es handelt sich um einen völlig assimilierten Kabylen, der in Frankreich studiert und eine rein europäische Kundschaft hat. Er ist verantwortlich für das Verteilen der Bomben in Algier. Mit Beginn des Generalstreiks am kommenden Morgen sollen in 15 von Europäern besuchten Geschäften in den Lebensmittelabteilungen Bomben gezündet werden. Esclavier hat also eine Nacht Zeit. Das erinnert ihn an seine Verhaftung durch die Gestapo. Er schildert dem Zahnarzt, was er erlebte und wie er schließlich nachgab und die Adresse verriet, wo er verabredet war. Der Zahnarzt schweigt jedoch unbeugsam. Nach Mitternacht erhält Esclavier während des Verhörs einen Anruf von Isabelle. Ihr Großvater ist auf seinem Gehöft mit seinen algerischen Dienern ermordet und sein Siedleranwesen verwüstet worden. Was er am meisten fürchtete und was er eigentlich anderen, nämlich seinen Unteroffizieren überlassen wollte, tut er nun selbst. Der Zahnarzt redet, und sein Leichnam wird im Morgengrauen fortgetragen. Zurück bei Isabelle, legt er sich allein in ein Bett und möchte sterben.

So explodieren die Bomben am nächsten Morgen nicht mehr, weil sie rechtzeitig entschärft werden konnten.[65] Der Generalstreik wird von den Fallschirmjägern aufgefangen, indem sie für alles sorgen, was das normale Leben im europäischen Algier ermöglicht. So scheitert sein Erfolg. Algerier laufen sogar zu den Franzosen über, während einige Franzosen dem Streikaufruf der Rebellen folgen. Aïscha, unter einer Kapuze verborgen und Glatigny weiter verbunden, hilft den Soldaten, die Mitglieder der FLN unter den Gefangenen zu identifizieren. Von Glatigny von gleich zu gleich behandelt, schlägt sie sich wie ihr Bruder auf die Seite der Europäer, weil sie weiß, dass sie als Frau bei ihnen auf mehr Entfaltung zählen kann als in der Tradition ihrer Familie.

Nach dem erfolgreichen Einsatz hat Raspéguy den Eindruck, sein Regiment verloren zu haben. Seine Männer trinken zu viel, weil sie am tiefsten in die Scheiße eingetaucht wären. Es sei ein Einsatz, für den sie seiner Meinung nach nicht bestimmt gewesen seien. Um sich zu entgiften, brauchen sie Landluft. So kehren Raspéguys Männer aufs Land zurück. Während des Marsches erfahren sie, dass gegen einige von ihnen Untersuchungen eingeleitet worden sind, weil sie ihre Befugnisse bei weitem überschritten hätten. Esclavier ruft aus: *„Rom möge sich vor dem Zorn der Legionen hüten!"* Boisfeuras äußert den Gedanken, dass ihnen nur übrig bleibe, alles in die Luft zu jagen. Gla-

65 Niels Werber geht unter der Überschrift *„Tickende Bomben. Unser Weg in den Nicht-Krieg"* 2012 der in den USA seit 2004 öffentlich geführten Folterdiskussion nach und nennt diese nächtliche Szene des Romans *„eine literarische Erfindung, die inzwischen eine großartige massenmediale Karriere gemacht hat"*: https://www.boell.de/sites/default/files/assets/boell.de/images/download_de/bildungkultur/SS05_Niels_Werber_Tickende_Bomben.pdf, S. 4-6. – Inzwischen gibt es Wikipedia-Artikel: Ticking time bomb scenario, Scénario de la bombe à retardement, פצצה מתקתקת. Im Deutschen im Begriff Rettungsfolter anders verankert.

tigny aber erinnert sich an seinen Latein- und Geschichtslehrer, der einmal vortrug:

> *„Eine erhebliche Anzahl von Zenturionen des Proconsulats von Afrika verließen die Legionen und begaben sich nach Rom. Sie wurden zu großen Prätorianern der Kaiser bis zu dem Tag, als sie diese selber ernannten und schließlich unter sich selbst auswählten. Das war das Ende von Rom...“*

3.1.3 *Der Blick auf die Kolonisierten in „Les centurions“*

Isabelle, die Geliebte Esclaviers mit großsiedlerischem Hintergrund, beschreibt mit größter Selbstverständlichkeit, wodurch Algerien französischer Besitz geworden sei. Ihresgleichen lege Wert auf algerischen Boden, weil sie dort geboren seien und ihn urbar gemacht hätten. Sie hätten auf ihn den gleichen Anspruch wie der Siedler des *Far-West*, der seinen Wagen an einem Bach angehalten habe, an dem es nur einige Indianer gegeben hätte. Er habe seine Holzhütte errichtet und mit der Feldarbeit begonnen. Der amerikanische Siedler habe aber die Indianer getötet, während sie die Araber pfleglich behandelt hätten. Nach den Römern seien sie die ersten, die dort wieder Kulturen angelegt hätten, so dass es gar nicht in Frage kommen könne, sie wieder zu vertreiben (S. 345).

Weitergedacht erklärt Isabelle damit, dass ein Verhalten wie das der amerikanischen Siedler erfolgreicher gewesen sei. Die Ausrottung der amerikanischen Ureinwohner habe die Siedler vor einer Situation wie der jetzt in Algerien durchzustehenden bewahrt.

So stellen die Kolonisierten in diesem Roman nur den Grund dafür dar, dass im Sinne der Kolonisatoren angesichts einer veränderten Situation erneut ein von Gewalt geprägtes Vorgehen angesagt ist. Dabei bleiben die Kolonisierten in der Kulisse, werden zu Statisten, die bis auf seltene Ausnahmen anonym bleiben und am ehesten als manipulierbares *Menschenmaterial* erscheinen. In Steigerung geschieht das, wenn die im Befreiungskampf begriffenen Kolonisierten wie in Indochina als national-kommunistisch indoktrinierte Vietminh auftreten und in den Augen der gegen sie eingesetzten Soldaten zu Insekten, zu Termiten werden. Das entspricht ihrem Status, der seine Beschreibung am ausführlichsten in den Dekreten des „Code de l'indigénat“ fand, die seit 1875 für Algerien und später für alle französischen Kolonialgebiete galten und für einen permanenten Ausnahmezustand von grundsätzlicher Rechtlosigkeit sorgten. Am 22. Dezember 1945 wurde der „Code“ außer Kraft gesetzt, regelte aber im Allgemeinen noch den Alltag der Kolonisierten in einer Übergangszeit bis 1952, ehe zum Beispiel das Arbeitsrecht dem des Mutterlandes entsprach.[66] Damit war aber noch nicht die Unabhängigkeit der Kolonien gewährleistet, die allerdings nicht mehr unterbunden, sondern nur mehr hinausgezögert werden konnte. Die vom Mutterland eingesetzten Soldaten, die französische Oberhoheit weiter aufrecht erhalten sollten, führten keine Eroberungskriege mehr. Sie sollten einen Zustand gewährleisten, der unhaltbar geworden war, aber in dem die Verantwortlichen immer noch so taten, als habe der französischen Herrschaft die Stunde noch nicht geschlagen. Deshalb fühlten sich Raspéguys Männer am wohlsten, als es episodenhaft um die Wiedereroberung Ägyptens gehen und Präsident Nasser vertrieben werden sollte. Da seien die Soldaten kurzfristig zu unerträglichen, anmaßenden Kriegern geworden, die ihre indochinesische Lektion schnell vergessen hätten (S. 353).

66 http://de.wikipedia.org/wiki/Code_de_l%E2%80%99indig%C3%A9nat. Am ausführlichsten Olivier Le Cour Grandmaison, *De l'indigénat. Anatomie d'un „monstre“ juridique: Le droit colonial en Algérie et dans l'Empire français*, Edition La Découverte, Paris 2010.

In der schuldhaften Reflexion der Hauptfigur in Alexis Jennis Roman, in dem die Kolonisierten ebenfalls nicht zu Individualgestalten mit einer Geschichte werden können, nimmt sich das so aus:

> *„Das ist nicht das Schlimmste, was wir gemacht haben. [...] Jetzt, wo der 20-jährige Krieg beendet ist, der mein Leben beschäftigt hat, spricht man nur noch von der Folter. Man möchte wissen, ob es sie gab, oder sie wird verleugnet; man versucht herauszubekommen, ob man übertrieben hat oder nicht, man zeigt auf diejenigen, die sie praktiziert haben. Nur daran denkt man noch. Das ist aber nicht das Problem. Das war es nicht. […] Wir haben gegen die Menschheit gefehlt. Wir haben sie getrennt, wo sie doch nicht getrennt werden darf. Wir schufen eine Welt, in der nach der Form des Gesichts, nach der Aussprache, nach der Satzmelodie jemand zum Mitbürger oder zum Untertan wurde, wo wir doch eine gemeinsame Sprache teilten. Jeder hatte an dem Platz zu sein, an den er von seinem Erbe her gehörte, man las ihn von seinem Gesicht ab. Wir waren damit einverstanden, diese Welt zu verteidigen, und es gab keine Schweinerei, die wir ausgelassen hätten, um sie aufrecht zu erhalten. Vom Augenblick an, in dem wir der Eroberung zugestimmt hatten, folgte alles, was wir taten, nur mehr unseren Stimmungen. Wir hätten nicht kommen sollen; ich bin gekommen. Wir haben uns alle wie Fleischer benommen, wir alle [...]*“ (S. 599 f.).

Boisfeuras drückt aus, worum es hätte gegangen sein müssen: Sie hätten keinen Grund gehabt, in Vietnam zu kämpfen außer dem, die Kommunisten daran zu hindern, in den asiatischen Südosten vorzudringen. Um das jedoch erfolgreich tun zu können, hätte es der Unterstützung durch das vietnamesische Volk an ihrer Seite bedurft. „*Wie konnte es uns die gewähren, als wir ihm von Anfang an die Unabhängigkeit nahmen?*“ (S. 180).

Bei Lartéguy werden Schnittstellen deutlich, wenn Frauen als Überläuferinnen auf die Seite der Franzosen geraten oder umgekehrt ein Kolonisierter sich in eine Frau aus der weißen Herrenschicht verliebt.

Einer der in seiner Vietminh-Rolle zur Maske gewordenen Befehlshaber über die französischen Gefangenen – von ihnen wegen seiner monotonen indoktrinierenden Redeweise nur „die Stimme“ genannt – erinnert sich an seine Jugend und die ihm damals zugefügte tiefe Wunde. Er, Pham mit eigentlichem Namen, hatte nämlich in einem Lager, in dem junge Weiße mit jungen Vietnamesen im Pfadfindersinn zusammen lebten und lernten, den 19-jährigen Jacques Sellier als Anführer bewundern gelernt. Sellier war die Inkarnation des Anführers, der Tradition, der Kirche, der Körperpflege und Körperertüchtigung und der Offenheit, die er Loyalität nannte. Nach dem Aufenthalt im Lager lud Jacques Sellier, Sohn eines Kolonialverwalters, Pham zu sich nach Hause ein. Er wurde zu einem täglichen Gast und verliebte sich dabei in Jacques jüngere Schwester Béatrice. Als er Beatrice einen Blumenstrauß überreichte, bekam er von ihr einen Kuss.

Jacques wurde zum Boten seiner Eltern, nachdem sie bemerkt hatten, dass Pham und Béatrice sich nahe gekommen waren. Pham solle sich keine Hoffnungen machen. Béatrice sei mit ihren 17 Jahren zu jung, eine Heirat sei unmöglich. Sie seien zwar katholisch und alle Menschen seien für sie einander gleich und ähnlich, aber … Er werde Pham eine Zeit lang nicht wiedersehen. Da werde sich alles geben, und Pham werde Béatrice vergessen und eine Frau seines eigenen Landes finden. In der Folge entwickelte sich in Pham ein geheimer, stiller Hass auf alle Weißen und besonders auf die, die den Graben zwischen den beiden Ethnien zuschütten wollten und sich dann zurückzogen (S.

97 f.).

Es ist viel leichter, wenn ein weißer Herr sich in die Angehörige der kolonisierten Ethnie verliebt, heute nuancenreich *going native* genannt. Das wird dann zu einem Problem, wenn die Herrschaft der Weißen nicht mehr auf Dauer gewährleistet ist und die verliebte Frau fürchten muss, den Regeln ihrer angestammten Gruppe unterworfen und als Verräterin behandelt zu werden. Dafür gibt es bei Lartéguy drei Beispiele: My-Oi und Souên von vietnamesischer Seite und die in einen deutschen Besatzer verliebte Französin.[67] Für Aìscha entwickelt sich ihre Liebesgeschichte günstiger, indem sie dem Schutz Dias anvertraut wird, der ihr Gelegenheit geben wird, Dias Obhut anvertraute verletzte Algerier zu pflegen. Marindelle sieht ihre Revolte, mit der sie sich von der FLN löst und über die Liebe zu Glatigny den Franzosen anschließt und ihnen bei der Enthüllung der FLN-Angehörigen hilft, eingebettet in einen zu fördernden Emanzipationsprozess, in dem sich die muslimischen Frauen aus ihrer absoluten Untergebenheit lösen können, mit der sie sich in der muslimisch geprägten Gegenwartsgesellschaft allen männlich dominierten Vorgaben zu fügen haben (S. 399 f.).

Die von Lartéguy als Hauptfiguren dargestellten Fallschirmjäger sind dabei in eine Situation geraten, in der es keine eindeutigen Lösungen mehr gibt. Jeder von den Offizieren bringt das auf die eine oder andere Weise zum Ausdruck. Das Bild vom römischen „Zenturio“ soll es auf den Begriff bringen. Ein Journalist, der den Einsatz der Fallschirmjäger in Algerien als Berichterstatter begleitet, hat folgenden Eindruck von ihnen. Sie ähneln in seinen Augen den „*Geächteten*“, die Ernst von Salomon in seinem dokumentarischen Roman von 1929 schilderte und die als Freikorpskämpfer die Weimarer Republik verunsicherten. Für den Journalisten stellen die Fallschirmjäger verfügbare Menschen dar, die ihren Herrn und Meister suchen. Die einzigen, die dafür in Frage kämen und sie sowohl in ihrer Widerspenstigkeit zu brechen wie auch mit Ehre zu überhäufen verstünden, ihnen eine Disziplin auferlegen könnten, ihnen wieder die Bewunderung des Volkes zu verschaffen wüssten, seien die Kommunisten... (S. 353 f.).

Dieser unklare, zwieschlächtige Charakter bleibt ihnen bis in die von Glatigny am Schluss des Romans wachgerufene Erinnerung erhalten, als er an seinen Latein- und Geschichtslehrer zurückdenkt.[68] Denn was Lartéguy unausgesprochen lässt, aber 1960 noch vor der endgültigen Niederlage der Franzosen unübersehbar geworden ist, das ist der unaufhaltbare Vorgang der Dekolonisation der mit der europäischen Expansion einhergehenden „weißen Herrschaft“. Er endete erst in den Unabhängigkeitserklärungen der kolonisierten Nationen und dauerte in Europa selbst bis zum Untergang und Zerfall der Sowjetunion seit den 1990er Jahren an.[69]

Das Entscheidenste entgeht allerdings nicht nur Raspéguy und seinen Fallschirmjägern oder dem Journalisten, sondern hat für die Wahrnehmung Lartéguys offenbar überhaupt keine Rolle gespielt: Seit Beginn der Kolonisierung Algeriens, das eine Siedlungskolonie werden sollte, bestand das Problem darin, dass im Unterschied zur Mehrzahl anderer europäischer Länder, die ihr Über-

67 Siehe dazu Fabrice Virgili, *La France „virile“. Des femmes tondues à la Libération*, Editions Payot, Paris 2004.

68 Lartéguy bringt zweimal Albert Camus mit seinem Drama „*Les Justes*“/„*Die Gerechten*“ (1949) ins Spiel (S. 376, 385). Zu denken wäre auch an Irène Némirovsky, *Der Fall Kurilow* (1933). Dazu: http://de.wikipedia.org/wiki/Der_Fall_Kurilow.

69 Wollte man das von Lartéguy Thematisierte zum Vergleichen auf einen deutschen Schauplatz verlagern, dann wäre an den von Deutschen, vor allem preußischerseits praktizierten Grenzkolonialismus den Slawen gegenüber zu erinnern, der seit den Teilungen Polens am Ende des 18. Jahrhunderts erst mit der katastrophalen Niederlage von 1945 nach dem „Zweiten dreißigjährigen Krieg“ sein Ende fand. (Siehe dazu www.himmlers-heinrich.de/dekolonisation-und-grenzen.pdf.)

maß an Bevölkerung nach Übersee gehen ließen, Frankreich als demographisch stagnierendes Land nicht genügend Siedler werben konnte, die der einheimischen algerischen Bevölkerung zahlenmäßig überlegen gewesen wären. Deshalb war von Anfang an die Armee zu ihrer Unterstützung nötig. Als es 1954 zum Algerienkrieg kam, war dann der muslimische Bevölkerungsanteil auf etwa 9 Millionen angewachsen, wohingegen die europäische Siedlerzahl nur 1 Million umfasste.[70]

Die von Lartéguy geschilderte Soldatengruppe kommt nicht umhin, sich spätestens in Algerien in der Rolle stehen sehen zu müssen, den französischen Kolonialismus in seiner Schlussphase aggressivst und mit allen Mitteln zu verteidigen, weil eben selbst nach der Abschaffung des „Code de l'indigénat“ den Unabhängigkeitsbestrebungen der Algerier keine Chance eingeräumt worden war. Dazu war die Dünkelhaftigkeit „weißer Herrschaft“ zu mächtig, als dass man sich von Frankreich aus zu einem Umgang mit den Algeriern auf Augenhöhe hätte bekennen wollen. Aber erst die gewährte Unabhängigkeit hätte die Chance geboten, die Algerier zu einem freiwilligen Zusammenschluss mit Frankreich zu bewegen. Dazu war es aber nach 1945 viel zu spät geworden. Zur Rolle Frankreichs kam neben dem demographischen Argument ein weiteres entscheidendes: 1959 verschlang Algerien 20 % des Staatsbudgets. Die ganze Kolonialperiode über bedeutete Algerien keinen wirtschaftlichen Gewinn, sondern stellte für die Metropole und ihre Steuerzahler eine große Belastung dar.

Wie immer die von Lartéguy dargestellten Offiziere auf einer überwiegend politisch orientierten Konzeption des *modernen Krieges* bestehen, wenn er erfolgreich geführt und von der Bevölkerung mitgetragen werden soll, so bleibt festzustellen, dass diese politische Konzeption nicht nur mit allen Konsequenzen wie der immer möglichen Folter von der eigenen Gesellschaft mitgetragen werden muss, zu der die Soldaten gehören, sondern auch von der Bevölkerungsmehrheit der Gesellschaft, die um Unterstützung für einen mit Waffengewalt zu regelnden Konfliktfall nachgesucht hat. Das ist in der von Lartéguy dargestellten Spätphase des französischen Kolonialimperiums auf keiner Seite mehr gegeben, wenn schon aus verständlichen Gründen nicht mehr in Algerien, so nicht einmal mehr in der eigenen Metropole. Von daher rühren wohl die von Lartéguy immer wieder eingeflochtenen Bemerkungen über die von Raspéguy angeführten Soldaten als einer am ehesten als Sekte zu bezeichnenden Männergruppe.

3.2 *US-General Petraeus als begeisterter Leser*

Zeitgenössische Leser von Lartéguys „*Les centurions*“ wussten schnell, dass das Personal des Romans zwar nicht direkt mit wirklichen Personen deckungsgleich war. Aber da Lartéguy auch als Kriegsreporter arbeitete, lag die Vermutung nicht fern, dass die Beobachtung realer Personen in die Schilderung der Romangestalten hineingeflossen sein musste. So stellte man fest, dass hinter Raspéguy der später ein Vier-Sterne-General gewordene und meistdekorierte Militär Frankreichs Marcel Bigeard (1916-2010) stand. In Boisfeuras, dem eher im Hintergrund Handelnden und nicht in vorderster Reihe Kämpfenden, deshalb auch eher unsympathischsten der Protagonisten, meinte man vor allem Züge von Paul Aussaresses, aber auch von Roger Trinquier identifizieren zu können.

Im Vorspann zu seinem Roman schreibt Lartéguy, dass er sich den in Indochina und Algerien

70 *La guerre d'Algérie. 1954-1962*, Librio/Le Monde, Paris 2003, S. 15.

kämpfenden Zenturionen zugehörig gefühlt habe. Eine Zeit lang habe er selbst zu ihnen gehört, bis er sie als Journalist begleitete und manchmal zu ihrem Vertrauten wurde. Er werde sich ihnen immer verbunden fühlen, wobei es geschehen könne, dass er ihnen nicht mehr auf dem von ihnen eingeschlagenen Weg werde folgen können.

Als Bernard B. Fall[71] 1964 die englische Übersetzung von Trinquiers „*La guerre moderne*“ mit dem Titel „*Modern Warfare. A French View of Counterinsurgency*“ mit einem Vorwort versieht, schreibt er, dass im Unterschied zu den römischen Zenturionen die französischen noch leben und auf das französische Militärdenken und damit auf die gesamte westliche Allianz einen starken Einfluss ausüben. Im Unterschied zu den britisch-amerikanischen Streitkräften hätten die Franzosen nämlich während der Endphase ihres Kolonialreiches wichtige Erfahrungen mit hoch politisierten irregulären Kräften machen müssen. Diesen Erfahrungsschatz gelte es weiterzuvermitteln, wie das Trinquier schon mit seiner Unterweisung US-amerikanischen Militärs in Südostasien Ende der 1950er Jahre tat.[72]

1967 schreibt Jean Lartéguy eine Reportage über die lateinamerikanische Guerillabewegung. Zwei Jahre zuvor sei er in Vietnam einem „Green Beret“ begegnet, der ihm gesagt habe, dass die Amerikaner nach Indochina auch ihr Algerien haben werden. Es werde in Lateinamerika sein.[73] In Panama findet er im *Southern Command* und in der *Escuela de las Américas* seine Kameraden aus Indochina wieder:

> „*Sie trainierten die Kader aller lateinamerikanischen Armeen und hatten 22000 Offiziere ausgebildet, aber vor allem waren sie bereit, an jedem Punkt des Kontinents in kleinen 'Sticks' von sieben Mann einzugreifen, wenn die Subversion plötzlich zu einer ernsten Gefahr würde. Alle sprachen perfekt Spanisch und kannten sich in den modernsten Methoden des Nachrichtendienstes, der Guerilla und des Gegenterrors aus. Ihre ersten Lektionen hatten sie im Indochinakrieg erhalten. Die lateinamerikanischen Guerillas bemühten sich, es ebenso gut zu machen wie die Vietkong. Aber ihr Mangel an Disziplin, ihr sehr hispanischer Dünkel, ihre Ablehnung jeder Autorität machten sie oft zu einer leichten Beute für die Spezialisten Panamas.*“[74]

Der künftige US-General David Petraeus stieß zum ersten Mal intensiver auf das französische Milieu, als er 1976 in einer Messe-Halle des französischen Militärs in den Pyrenäen auf das Porträt von General Marcel Bigeard stieß. Bigeard interessierte ihn, weil er der französischen Armee in Algerien beigebracht habe, wie man in einem Krieg zu kämpfen habe, der zuvor in Indochina verloren wurde. Sein Französisch sei nicht gut genug gewesen, um die zahlreichen Bücher Bigeards zu lesen, aber über Bernard Fall sei er wahrscheinlich auf Lartéguys Zenturionen gestoßen, bei denen unschwer zu entschlüsseln Bigeard als Raspéguy eine Rolle spielte. Anders als General William Westmoreland (1914-2005), der Oberbefehlshaber der US-Truppen im Vietnamkrieg, der Lartéguys Roman ungelesen neben der Bibel auf dem Nachttisch liegen hatte, las Petraeus das Buch nicht nur

71 Zu Bernard B. Fall siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Bernard_B._Fall.
72 Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Roger_Trinquier.
73 Jean Lartéguy, *Guerillas oder Der vierte Tod des Che Guevara*, Bertelsmann, Gütersloh 1968, S. 14.
74 Jean Lartéguy, wie Anm. 73, S. 19. – In der Reportage wären jetzt Klarnamen zu nennen. Es kommt aber keiner vor. Außerdem sieht Lartéguy die von den USA gespielte Rolle höchst kritisch, ganz zu schweigen von der Verachtung den lateinamerikanischen Oligarchien gegenüber, die sich auf die USA verlassen können. Hier begleitet er mit seinen Sympathien den Traum der scheiternden Guerillas von einer besseren Gesellschaft. Er erwähnt auch Camilo Torres, der in Kolumbien am 16.2.1966 erschossen wurde, weil er in ein Arrangement des in Algerien entwickelten *modernen* Krieges geraten war (siehe Anm. 84, S. 59 dieser Arbeit).

einmal, sondern öfter. Es wurde nicht nur für ihn, sondern auch für ihm Nahestehende zu einem Lieblingsbuch. Petraeus habe das Buch oft aus dem Regal genommen, um seinen Besuchern vor allem die Passage vorzulesen, in der Marindelle die mit 52 Spielkarten versehenen Vietminh mit den mit nur 32 Karten spielenden Franzosen vergleicht (vgl. vorne S. 39; bei Lartéguy S. 153).

Thomas Dworzak/Magnum Photos

General Petraeus mit US- und Irak-Truppen in Samarra im Norden von Bagdad 2007[75]

Es sei das volle Spielspektrum des modernen Volkskrieges gewesen, wie ihn die Amerikaner in Vietnam verloren haben, das Petraeus herausforderte. Diese Niederlage, die den US-Militärs lange die Sprache verschlug, sei sein Lebensthema geworden. Fred Kaplan habe sich 2013 in seinem Buch „*The Insurgents: David Petraeus and the Plot to Change the American Way of War*“ damit auseinandergesetzt.[76]

Petraeus habe 2005 im Irakkrieg, als er für die Vereinigten Staaten verloren zu gehen drohte, ab 2006 sein „*Field Manual 3-24*“ umzusetzen versucht. Es sei an den „Zenturionen“-Kapiteln, die Algerien zum Schauplatz haben – siehe weiter vorn S. 43-44 –, orientiert und sei das erste Feldhand-

75 Quelle: http://www.nybooks.com/articles/archives/2013/mar/07/warrior-petraeus/?pagination=false.

76 Thomas Power stellt Petraeus im März 2013 in „*The New York Review of Books*“ ausführlich als einen lesenden Krieger vor: http://www.nybooks.com/articles/archives/2013/mar/07/warrior-petraeus/?pagination=false.

buch der Armee, das in der *New York Times* besprochen worden sei.[77] Neu an der Feldvorschrift sei, dass an die Stelle massiver Feuerkraft Geduld treten müsse. Es gehe um Anpassung an neue Situationen und die Verinnerlichung der auf dem Kampffeld gelernten Lektionen. So müsse sich der künftige Einsatz der Armee auf ähnlichen Kriegsschauplätzen an vier Prinzipien orientieren: *Shape/Gestalten* (Erkundung der bevölkerungsmäßigen Gegebenheiten, Ermitteln des Bedarfs an Hilfsgütern); *Clear/Säubern* (Trennung der feindlichen Kräfte von der Bevölkerung und ihre Vertreibung, während die Soldaten sich gleichzeitig um die Bevölkerung kümmern); *Hold/Halten* (Einheimische Sicherheitskräfte sollen so trainiert werden, bis sie die volle Verantwortung über das betroffene Gebiet übernehmen können); *Build/Aufbauen* (Stabilisieren der Lage zur Vorbereitung weiteren Aufbaus).[78]

Spätestens hier stellt sich die Frage, die im Roman Lartéguys immer wieder bezüglich der Rolle der „Zenturionen“ des 20. Jahrhunderts auftaucht: Was geschieht mit den einfachen US-Soldaten, die nicht aus Generalperspektive und aus einem von der Regierung verliehenen hohen Amt an einem Krieg teilnehmen, wie der Irak-Krieg bis zum Abzug der Amerikaner einer war und der jetzt als Bürgerkrieg fortdauert? Wenn nämlich „*Field Manual 3-24*“ kurzfristig mancherorts Erfolg gezeitigt haben mag, so sind die Phasen *Halten* und *Aufbauen* längst wieder in sich zusammengefallen, wie dem Gefecht gegen Si Lahcen – siehe weiter vorn S. 44 – für den Ausgang des Algerienkrieges auch keine Bedeutung zukam. Für den US-Haushalt stellt sich nämlich inzwischen wie damals für Frankreich längst die drängende Frage, woher das Geld kommen soll, um weit entfernt von den USA den Regeln von „*Field Manual 3-24*“ zu folgen.

Petraeus ist zudem ganz sicher nie in die Situation eines jungen Amerikaners geraten, der sich wie Tomas Young eine Woche nach dem 11. September 2001 freiwillig zum Militär und zum von Präsident George W. Bush zum Kampf gegen den Terror ausgerufenen Kreuzzug meldete. 22 Jahre alt war Young damals. Er gehört 2013 als Veteran zu den nach offiziellen Statistiken 33.000 Amerikanern, die schwer verwundet aus dem Irak zurückkehrten. Nicht gezählt sind dabei die Zehntausende, die unheilbare psychische Schäden erlitten haben, weil sie unter ganz anderen Voraussetzungen als den für „*Field Manual 3-24*“ skizzierten kämpfen mussten. „*Tomas Young ist in den vergangenen Jahren zu ihrem Gesicht geworden. Er ist das Opfer, das keine Ruhe geben will, sein Schicksal ist die personifizierte Anklage an diejenigen, die leichtfertig diesen Krieg vom Zaun gebrochen haben. 'Ich hoffe, dass sie noch zu Lebzeiten für ihre Verbrechen vor Gericht gestellt werden', sagt er. Young hat genug, doch er hat nicht vor, still zu gehen. Nachdem er sich im März dazu entschlossen hatte, sein Leben zu beenden, schrieb Young einen offenen Brief an George W. Bush und Dick Cheney. 'Ich schreibe diesen Brief, weil ich klarmachen will', steht darin, 'dass ich sowie Hunderttausende anderer Veteranen und Millionen meiner Mitbürger genau weiß, wer ihr seid und was ihr getan habt. Vielleicht entgeht ihr der Justiz, aber in unseren Augen seid ihr an unaussprechlichen Kriegsverbrechen, Plünderungen sowie dem Mord an Tausenden junger Amerikaner schuldig.' “*[79]

Käme für einen US-Soldaten die „Zenturionen“-Rolle in Frage, so wäre es sicher nicht Petraeus, auf den sie zugeschnitten wäre. Denn auch Marcel Bigeard war kein Raspéguy mehr, als er schließlich doch noch in den einst von ihm verachteten Generalsrang aufstieg und Politiker wurde.

77 http://www.slate.com/articles/arts/culturebox/2011/01/david_petraeus_wants_this_french_novel_back_in_print.html – Sophia Raday schreibt über Petraeus auch deshalb, weil ihr Mann unter Petraeus im Irak diente.

78 Vgl. Wikipedia-Lemma http://de.wikipedia.org/wiki/FM_3-24_Counterinsurgency.

79 Bericht des Amerika-Korrespondenten Sebastian Moll am 16. April 2013 in der „*Frankfurter Rundschau*“: „*Ein Kämpfer gibt auf. Tomas Young wurde zum Gesicht eines sinnlosen Kriegs. Nun will er sterben*“.

Fehlt nur noch, dass sich jetzt die aus dem Tagesgeschäft ausgeschiedenen, aber von Kriegsveteranen so bedrängten Politiker zum Schmollen auf ihren komfortablen Besitzungen verbarrikadierten, um sich in die von Lartéguy literarisch mit so viel Einfühlungsvermögen gestaltete Rolle von missbrauchten „Zenturionen“ versetzt zu fühlen. Käme es zu dem eigentlich gegen sie anzustrengenden Verfahren wegen eines mit Lügen vom Zaun gebrochenen brutalen Krieges, wäre vorstellbar, dass es ihnen vielleicht so ginge wie Raspéguys Fallschirmjägern nach ihrem Einsatz im ersten Teil der Schlacht um Algier, als ihnen Untersuchungen wegen möglicher Verfehlungen angekündigt werden, obwohl ihnen zu ihrem Einsatz alle Vollmachten erteilt worden waren. Denn Selbstmitleid von Großtätern auf höchster Politikebene ist sicher auch ein entsprechendes Einfallstor für majestätische Vergleiche, ja Rachegedanken, für deren Verfolgung auch Mittelsmänner leicht zu dingen wären. Sie allein wären dabei wahrscheinlich sowieso nur bequeme Sündenböcke in einem weiten Umfeld von Mitläufern und Zuträgern.

Wer weiß, was Bush und Cheney oder Rumsfeld für Bücher auf ihren Nachttischen liegen haben oder die Beteiligten an der „Koalition der Willigen“, nachdem unter ihrer Federführung wie später auch im Afghanistan-Einsatz tonnenweise die fürchterliche Uranmunition mit ihrem für 4 ½ Milliarden Jahre strahlenden Todesstaub zum Einsatz gekommen ist …[80]

Mehr Grund hätten indessen die argentinischen Generäle und Polizeioffiziere, sich als von ihrer *patria* verratene „Zenturionen“ zu sehen, wenn sie im hohen Alter noch vor die Gerichtsschranken zitiert werden und man gerade ihnen nicht nur Verrat am Vaterland, sondern an den Menschenrechten vorwirft. Denn sie haben ja alle Lartéguys Buch noch in ihren Bücherschränken stehen, wie Marie-Monique Robin in ihren Interviews erfahren hat. Bei der ersten Lektüre ist es ihnen natürlich so wenig um die Zenturionen gegangen, wie das bei Petraeus der Fall gewesen sein dürfte. Es genügte ihnen, sich die Schilderung von Algerien und vor allem der Schlacht um Algier zu vergegenwärtigen, um für ihr Vorgehen gegen die „Subversion“ in den argentinischen Großstädten gerüstet zu sein. Da war für sie eine Zenturionenrolle nicht einmal im entferntesten vorstellbar, da sie sich ja bis 2003 in ihrem Handeln absolut gerechtfertigt und abgesichert fühlten. Die Zenturionenrolle eines einsam im Kampf gegen die „Barbaren“ ausharrenden US-Generals wird auch für Petraeus nicht in Frage kommen, denn sein Abgang aus dem letzten Amt und damit von der öffentlichen Bühne war ja ausschließlich durch sein nicht mehr vorbildliches Privatleben verursacht.[81]

80 Siehe dazu Frieder Wagner im Interview: http://www.youtube.com/watch?v=nZMlON5A75E.
81 Vgl. zur sogenannten Petraeus-Affäre http://de.wikipedia.org/wiki/Petraeus-Aff%C3%A4re.

Schluss: Moderner und postmoderner Krieg

In „*Les centurions*“ wird das Thema des modernen Krieges schon auf Seite 14 angeschlagen: Die neuen Armeen hätten ohne Federbusch am Helm und Tschingderassabum auszukommen; Effektivität sei angesagt. Diese Effektivität wird den Franzosen in Gestalt der Vietminh vorgestellt, denen sie unterlegen sind. Gleichzeitig ist für die Effektivität ein Preis zu zahlen, den keiner der Protagonisten des Romans zu zahlen bereit wäre. Ihnen geht es darum, das Individuum – und damit sich selbst – zu retten, dessen Unverwechselbarkeit in der insektenhaft wirkenden Disziplin der nationalkommunistisch verfassten Vietnamesen unkenntlich geworden ist.

Nationalismus und Kommunismus sind neben wichtigen anderen Ismen typische Erscheinungsweisen der Moderne. In ihnen wird ein anderes Projekt der Moderne, nämlich die Aufklärung mit ihrem Appell an das Individuum, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen und aus der Abhängigkeit von Vormündern zu befreien (Kant), verraten. Die Heilsversprechen der Moderne sind in vielfältiger Weise auf Vereinnahmungen ihrer jeweiligen Anhänger angewiesen, denen die Suche nach dem Lebenssinn abgenommen wird. Autonomie des Individuums wäre hier nur ein Störfaktor. Das wird bei den Vietminh so deutlich, dass die Franzosen alle Anmut, die die Gesichter der Vietnamesen doch auch ausdrücken können und die sie von früher her kennen, vermissen.

In den modernen Ismen werden nach dem französischen Philosophen Jean-François Lyotard (1924-1998) die *großen Erzählungen* weitergegeben, mit denen sich die Individuen die Welt erklären lassen. Diesen großen Erzählungen hat sich nach Lyotard das postmoderne Individuum entwunden. Es akzeptiert sie nicht mehr, weil das Individuum den Eindruck hat, dass von ihm selbst zu wenig in der jeweiligen Großerzählung vorkommt.

Insofern sind die Protagonisten Lartéguys bereits entschiedene Postmodernisten. Denn sie können nicht einmal mehr plausibel erklären, was sie eigentlich im Indochinakrieg machen. Das gelingt den Vietminh besser, weil in der marxistisch-leninistischen Lehre für die französischen Indochinakämpfer nur die Rollen der im Solde der Bourgeoisie stehenden kolonialistischen Imperialisten in Frage kommen. Wenn Marindelle trotzdem erklärt, dass in der Strategie des *modernen Krieges* die militärische Taktik hinter das Politische zurücktritt, vom Politischen vielmehr dominiert wird (S. 112), dann ist dieses Politische genau die Stelle, die die Protagonisten Lartéguys nicht mehr ausfüllen können. Deshalb geben sie sich auch am liebsten als Freimaurer in Fallschirmjägeruniform aus (S. 68). Denn das Abendland, der Okzident, erscheint ihnen nur mehr als ein zivilisatorischer Schutthaufen, von dem nichts Überzeugendes, in dessen Namen gekämpft werden könnte, mehr ausgeht. Zu den Schutthaufen gehört für sie an erster Stelle Frankreich selbst, in dessen Namen sie indessen in Indochina kämpften und in Gefangenschaft gerieten.

Das Individuum und seine Unabhängigkeit sind jedoch ein zu schwacher Einsatz, als dass sich aus ihnen Überzeugungen für den Zusammenhalt militärischer Einheiten ableiten ließen. Deshalb urteilt ja der Journalist Villèle am Schluss über die Fallschirmjäger als einen Trupp, der seinen Sinn am ehesten in einer kommunistischen Gesellschaft finden könnte (S. 354). Das wäre aber für jeden einzelnen unter ihnen ein Rückfall, dem sie schon zu weit entwachsen sind. Und als Anhängern der Freimaurerei oder als Sekte, wie sie an anderer Stelle wahrgenommen werden, fehlt ihnen sowieso der Rückhalt im Volk, das sie im Namen des Politischen nichtsdestoweniger nostalgisch beschwören. So bleibt sowohl der Platz für das Volk unbesetzt, wie auch das Politische eine bezeichnende

Leerstelle bleibt und damit jeder Manipulation willkürlich anheimfällt.

Würde man das Politische im Kampf gegen Si Lahcen und seine algerischen Freiheitskämpfer suchen, so bliebe es darauf beschränkt, dass beide Seiten nicht nur mit Gewalt gegeneinander aufgestellt sind und sich gegenseitig jagen, sondern auch gegen das Volk – im Roman eine algerische Siedlung und ihr Umfeld – mit Gewaltakten einschüchternd vorgehen, um es der jeweilig stärkeren Seite hörig zu machen.[82] Und das auf Hörigkeit reduzierte Politische – bei Lartéguy von beiden Seiten durch Massaker erzwungen – wird dann durch entsprechende soziale Begleit- und Hilfsmaßnahmen abgesichert. Derartige Experimente an fremder Bevölkerung sind sowohl in Algerien wie auch unter den Vorgaben von US-General Petraeus im Irak gescheitert. Damit ist das Kernproblem benannt: Während die Vietminh tatsächlich Rückhalt in ihrem Volk hatten und ihr Kampf von daher als *modern* und *effektiv* gilt, wird dieses *effektive Moderne* in dem Augenblick unglaubwürdig, wenn das Volk zum Objekt fremder Betreuung wird und über Umwege zur Selbstbestimmung und über Hilfe zur Selbsthilfe geführt werden soll, die die Besatzer mit ihrem Helferkonvoi für angemessen halten, solange sie es ökonomisch mit den Geldern aus dem jeweiligen Mutterland subventionieren können.

Der zweite und damit letzte Kampfeinsatz der Raspéguy-Fallschirmjäger neben dem Kampf gegen Si Lahcen erfolgt dann auf einem Terrain, für das sich die Fallschirmjäger nicht bestimmt fühlen, nämlich im Großstadtbereich von Algier. Lartéguy beschränkt seine Schilderung auf das Frühjahr 1957.[83] Raspéguys Krieger, höchst effektiv im Einsatz und in dieser Phase Sieger, fühlen sich durch das, was sie tun, vergiftet.

Es war eher ein *schmutziger* als ein *moderner* Kampf. Das heißt wahrscheinlich, dass der *moderne Krieg*, sobald er in die Städte getragen wird, alle Rückbindung an ein Volk nur noch als Fiktion aufrecht erhalten kann und *schmutzig* werden muss. Von Raspéguys Soldaten heißt es deshalb ausdrücklich:

> *„Die Fallschirmjäger mischten sich nicht unter die Bevölkerung; sie lebten unter sich, außerhalb der Stadt und ihrer Einwohner wie Besatzer, die von einem fremden Planeten gekommen waren. Sie antworteten nicht auf Fragen, lehnten Wein und belegte Brote ab, die man ihnen anbot. Sie brachen den Streik, sie zerstörten das ganze Bombennetz, aber die sonst am besten informierten Journalisten wussten nicht, 'wie das geschah'* “ (S. 408 f.).

Was soll auch herauskommen, wenn Menschen mit *postmoderner* Mentalität als Soldaten im *modernen* Krieg auftreten und nur noch wegen ihrer Effektivität gefragt sind und so auf sie reduziert werden? Dabei tun sie trotzdem noch, wozu Soldaten immer und überall da sind: Sie töten.[84]

---

82 Bei Si Lahcen und seinen Leuten kommt erschwerend hinzu, dass sie gegen das eigene Volk mit massakerartigen Repressalien vorgehen.

83 Der zweite Teil der Schlacht um Algier zog sich bis in den Oktober 1957 hin und wurde 1966 zum Sujet des gleichnamigen, berühmten Films von Gillo Pontecorvo, der beide Seiten objektiv darzustellen versucht und dabei offen eine eindeutig antikolonialistische Perspektive zum Ausdruck bringt.

84 Erik Fischer schließt seine Vorstellung des Buches von Sönke Neitzel/Harald Welzer, *Soldaten: Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben*, Fischer, Frankfurt a. M. 2011 so ab: *„Neitzel und Welzer zeigen, dass 'eine Waffe oder ein Flugzeug, Adrenalin und das Gefühl von Macht über Dinge, über die man sonst keine Macht hat' ausreichen, damit Menschen ganz unterschiedlichen Alters, Charakters oder Ranges auch in kürzester Zeit ihre Hemmungen verlieren: wenn ein 'sozialer Rahmen, in dem das Töten erlaubt, ja sogar erwünscht ist, gegeben ist'. Die lapidaren Schlusssätze ihres Buches lauten: 'Menschen töten aus den verschiedensten Gründen. Soldaten töten, weil das ihre Aufgabe ist.'“* – Hintergrund für diese Feststellung ist der Krieg der deutschen Wehrmacht im Osten bis 1945. Dazu äußerte sich auch Herfried Münkler: *„Nicht politische Ideologien, sondern Kleingruppenerfahrungen sind entschei-*

Lartéguy wird zum Botschafter dieser Widersprüchlichkeit und stellt sie so objektiv wie möglich und dabei voller Einfühlungsvermögen dar, ohne dabei freilich der algerischen Gegenseite die gleiche Ausgewogenheit zuteil werden zu lassen. Da bleibt es bei der ansatzweise objektiven Darstellung des Anführers des algerischen Widerstands Si Millial. In dem Augenblick, als sein Buch gedruckt war, konnte er ohnehin nicht mehr darüber verfügen, wie es zu lesen sei und wie er es verstanden wissen wollte. Dass es eigentlich in den Regalen der argentinischen Generäle nichts zu suchen hätte und zum Ausweis der Angemessenheit ihrer Vorgehensweise in der Militärdiktatur nicht taugt, zeigt einen von alters her bekannten weiteren Widerspruch, den der aus Mauretanien in Afrika stammende Grammatiker und Metriker Terentianus Maurus gegen Ende des 2. Jahrhunderts als naturgegeben empfand: „*Sie haben ihr Schicksal, die Bücher*“ – „*Habent sua fata libelli*“. Denn mit dem Buch, das Lartéguy 1967 ausdrücklich über die lateinamerikanischen Länder und über die dort tätigen Guerillas als Reportage schrieb, hätten sie wahrlich nichts mehr anfangen können. Der aus argentinischer Familie stammende Ernesto „Che“ Guevara nötigt ihm alle Hochachtung ab, vielleicht auch deswegen, weil ihn der von ihm proklamierte revolutionäre Kampf gegen die lateinamerikanischen Oligarchien und ihre US-amerikanischen Helfer zu einer scheiternden Don-Quijote-Figur macht. Ein katholischer Befreiungstheologe wie Camilo Torres[85] wird mit nicht minderer Sympathie für seinen Lebenslauf geschildert.[86]

Es genügt, zu lesen, wie Lartéguy den unhaltbaren Zustand der von ihm aufgesuchten Länder beschreibt, um zu ahnen, warum ihn die Guerillabewegung und ihre Anführer interessieren:

> „*Die Oligarchie weiß, dass sie verdammt ist, aber sie versucht trotzdem mit allen Mitteln, weiterzubestehen. Sie trifft ihre Vorkehrungen und exportiert ihr gesamtes Kapital ins Ausland, investiert im eigenen Land kaum etwas. Immer habgieriger, immer mehr darauf aus, sich schnell zu bereichern, zögert sie nicht, das Volk auszusaugen, das sie regiert. Ihre letzte Hoffnung sind die mehr und mehr von den Vereinigten Staaten beherrschten nationalen Armeen.*“[87]

Zum Einfühlungsvermögen Lartéguys muss also einschränkend bemerkt werden, dass er die lateinamerikanischen christlichen Völker gegenüber ihren Oligarchien durchweg als ausgebeutete Opfer sieht, weshalb er ihren Befreiungskampf mit großer Anteilnahme schildert, dies aber den vom französischen Kolonialismus beherrschten Völkern wie den algerischen Muslimen (noch) nicht zugeste-

---

dend für die Kampfkraft von Soldaten, ihre Tötungsbereitschaft wie ihre Durchhaltefähigkeit. Neben dem Vertrauen in die Kompetenz der Offiziere ist es vor allem die Erfahrung von Kameradschaft, die eine Truppe zusammenhält und sie auch dann noch weiterkämpfen lässt, wenn die politisch-militärische Lage aussichtslos geworden ist. Diese klassische Einsicht der Militärsoziologie wird auf der Grundlage neuer Quellen nun auch wieder für die Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg geltend gemacht, und dies gilt, so der Historiker Sönke Neitzel und der Sozialpsychologe Harald Welzer, auch und gerade für den Krieg der Wehrmacht im Osten. Die national-sozialistische Ideologie, die Gegenüberstellung von Herren- und Untermenschen sowie der Antisemitismus haben danach für das Agieren der deutschen Soldaten eine weit geringere Rolle gespielt, als dies zuletzt in vielen Publikationen behauptet worden ist“ (FAZ, 10.5.2011).

85 Siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Camilo_Torres.

86 Vgl. Jean Lartéguy, wie Anm. 73, S. 153-223. Kapitelüberschrift: „*Heiliger Camilo Torres*“. Camilo Torres sei am 15. 2. 1966 „*auf die absurdeste Weise*“ Opfer genau der Vorgehensweise geworden, wie sie Lartéguy im ersten Kampfeinsatz der Fallschirmjäger gegen Si Lahcen auf dem algerischen Land beschrieben hat. Der Bauer, der nämlich Camilo Torres verriet, stand im Dienst der zivilen und militärischen Aktion, einer in Panama aufgestellten Kampforganisation gegen die Guerillas. Die Methode dieser Kriegführung sei in Algerien erfunden worden: „*Es handelt sich für die Armee darum, die Zivilbevölkerung zu gewinnen, indem sie ihr alles liefert, was ihr fehlt und was sie braucht: Ärzte, Zahnärzte, Lehrer, landwirtschaftliche Berater, Straßen, Häuser aus Stein, und wenn eine Hungersnot droht, Lebensmittel*“ (S. 171). Um nichts anderes geht es in Petraeus' Feldhandbuch von 2006 für den Irakkrieg.

87 Jean Lartéguy, wie Anm. 73, S. 90.

hen kann. Dabei macht er kein Hehl daraus, dass er den Kolonialismus für überholt hält und nichts Glaubwürdiges mehr an der französischen „*mission civilisatrice*“ findet, wie es in den entsprechenden Äußerungen seiner Protagonisten durchweg deutlich wird. Dennoch können die mit dem Kampf um ihre Unabhängigkeit beschäftigten Kolonisierten erst in das Spektrum seines Einfühlungsvermögens gelangen, wenn sie sich auf dem Wege der Assimilation befinden, sich also einem europäisch-westlichen Standard annähern. Das erlebt der algerienfranzösische Hauptmann und Indochinakampfgefährte Mahmoudi noch als ein schwieriges Unterfangen, obwohl er den Islam nur noch in seinen Ritualformen lebt. Er bleibt sich seiner Rolle unter den europäischen Franzosen allerdings nicht ganz sicher, weshalb er auch nicht im Algerienkrieg eingesetzt wird. Dabei ist der Islam schon kein integrierendes Moment seines Selbstverständnisses mehr, so wenig wie bei seiner Schwester Aìscha, die allerdings noch mehr in ihre Familie eingebunden ist, aber durch ihr Medizinstudium in Algier in französisch geprägtem Milieu verkehrt.

Während Lartéguy 1967 noch davon ausgeht, dass die Armeen in den lateinamerikanischen Ländern nicht nur Nester von Reaktionären sind, sondern sich ihrer Verantwortung bewusst geworden seien, weil in den meisten dieser Länder, in denen die Institutionen instabil, die politischen Parteien uneins seien, Egoismus und Untreue blühen und deshalb die Armee „*die einzige stabile organisierte und wirksame Kraft*“ darstelle (S. 90), haben die lateinamerikanischen Armeen seither mit ihrer zunehmenden Abhängigkeit von den USA und den Verstrickungen in die „Operation Condor“, zu schweigen von den Militärdiktaturen in Argentinien, Chile und Uruguay, die noch von Lartéguy für möglich gehaltene Stabilisierungsrolle verloren.[88] Das geschah gerade dadurch, dass sie die Methoden des *modernen* Krieges ausgerechnet in den eigenen Ländern in Gestalt des *anti-subversiven* Vorgehens anwendeten, als würde die vom Argentinier Domingo Faustino Sarmiento für das 19. Jahrhundert festgestellte antieuropäische Barbarei in Lateinamerika noch fortdauern und erst mit dem Einsatz der Armee *europäisch gelagerter Zivilisation* zugeführt werden können. Auf jeden Fall hat das Konzept des *antisubversiven Kampfes* und des in den lateinamerikanischen Ländern umgesetzten *modernen Krieges* seine Glaubwürdigkeit völlig eingebüßt. Dass es weiterhin für die Kriege in der außereuropäischen Welt gelten und zum *nation-building* taugen soll – auch mit Bundeswehreinsätzen –, hat es bisher noch nirgends erfolgverheißend beweisen können,[89] im Gegenteil: Man denke an den flächendeckenden Einsatz von Uranmunition in den Kriegsgebieten.

Zurück: → Hier

88 Siehe dazu http://www.lateinamerika-studien.at/content/geschichtepolitik/geschichte/geschichte-180.html.

89 Am nachdrücklichsten wird am Konzept des *modernen Krieges* in Israel festgehalten, wobei aber ausschließlich im Interesse israelischer Siedlungspolitik dessen Einsatztaktiken gegen die Palästinenser weiter ausgefeilt werden. Die Absicht der politischen Integration des arabischen Bevölkerungsanteils oder gar des *nation-building* für die Palästinenser bleiben ausgespart, womit das Konzept des *modernen Krieges* um seine wichtigste Hälfte verkürzt und ein rein kriegerisches bleibt, in das auf israelischer Seite sogar die zivile Architektur einbezogen ist, wie es Eyal Weizman in seinen Studien zur Architektur als wichtigem Teil der *lethal theory* darlegt. (Siehe dazu neben Eyal Weizmans Beiträgen auch Arno J. Mayer, *Plowshares into Swords. From Zionism to Israel*, Verso, London, New York 2008.) – Für den „*postmodernen Krieg*“ gilt nach Philip Hammond Folgendes: „*Der Kollaps der großen Erzählungen macht aus dem Krieg Risikomanagement und erhöht dadurch zugleich das Gefühl, verletzlich und bedroht zu sein. Da die Gesellschaft durch keine Vision, kein zukunftsweisendes Projekt zusammengehalten wird, verliert der Krieg jeden Sinn – wird aber gleichzeitig immer wahrscheinlicher, da die Eliten hoffen, durch dieses letzte Mittel ließen sich doch wieder gemeinsame, verbindende Werte entdecken*“ (http://www.novo-magazin.de/73/novo7370.htm, 73/74 Nov. 2004-Feb. 2005). – In Israel dauert mit dem Judentum als *großer Erzählung* und entsprechendem Staatsverständnis der Zustand der Moderne an. Der Unterschied zum *postmodern* getönten Westen ist aber nur graduell, wie eben zwischen „*modern*“ und „***post**-modern*“ nur eine Vorsilbe den Unterschied setzt, der angeblich über Sinn oder Unsinn von Kriegführung entscheidet. – Ob mit oder ohne Vorsilbe: nicht nur *im Westen nichts Neues* (E. M. Remarque).